# Genesung, sein todfeind, gedankensch...

Isolde Kurz


Library of
VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget
Princeton University.
BLAU MEMORIAL COLLECTION



# Genesung

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

# Isolde Kurz:

**Gedichte**
Dritte Auflage In Leinenband M. 4.—

**Neue Gedichte**
Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50

**Phantasieen und Märchen**
In Leinenband M. 3.—

**Italienische Erzählungen**
In Leinenband M. 5.50

**Florentiner Novellen** Dritte Auflage
Geheftet M. 3.50. In Leinenband M. 4.50

**Unsere Carlotta** Erzählung
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

**Frutti di Mare** Zwei Erzählungen
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

**Die Stadt des Lebens**
Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance.
Mit 15 Abbildungen. Zweite Auflage
Geheftet M. 5.— In Leinenband M. 6.50

# Edgar Kurz:

**Gedichte**
Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz
Geheftet M. 1.50. In Leinenband M. 2.50

# Genesung,

## Sein Todfeind — Gedankenschuld

Erzählungen

von

Isolde Kurz




Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

[1901]

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Genesung.





Strahlende Nachmittagssonne lag über Venedig, als der deutsche Konsul Friese mit dem jungen Marinemaler Gerlach am Bahnhofquai aus der Gondel stieg.

Es war noch früh im Jahr, aber schon brachte des herrlichen Wetters wegen jeder Schnellzug die nordischen Reisenden in Scharen über die Alpen.

Der Bahnhof dröhnte von Lärm, nicht von dem notwendigen, fast elementaren Getöse der großen Verkehrscentren, sondern von dem eigentümlichen, gewaltsamen Geräusch, womit die Venetianer instinktmäßig die sonst geisterhafte Stille ihrer nie von Wagen befahrenen Plätze und Gassen ausfüllen. Lohndiener und Hotelportiers lungerten streitend und gestikulierend umher, die Dampfschaluppen schrillten, und mit ihnen um die Wette pfiffen und schrieen die Gondoliere in ihren

schlanken, auf dem grünen Wasser schaukelnden Fahrzeugen.

Konsul Friese war in schlechter Laune, und der Lärm vermehrte seine Verstimmung. Er hatte rasch gespeist und sich in Eile erhoben, nur um jetzt zu hören, daß der Schnellzug von Verona dreißig Minuten Verspätung habe. Er sollte mit Gerlachs Hilfe einen kranken Neffen in Empfang nehmen, der von schwerem Leiden Heilung im Süden suchte. Aber Neffe hin, Neffe her, man ist doch selber auch ein Mensch, und es ist ein harter Spruch, ohne Mokka und Cigarre vom Tische aufzustehen, besonders für einen Junggesellen, der es mit der Pflege seiner Person ernst nimmt.

Unter der Halle traf er mit Doktor Treu, dem Arzt der deutschen Kolonie, zusammen, der gleichfalls zum Empfang des Kranken herbeschieden war.

Der Konsul entschuldigte sich, daß er des Doktors kostbare Zeit in Anspruch nehmen müsse.

„Ihre Kollegen da oben im Norden,“ sagte er bissig, „wissen sich zu helfen: wenn ein Patient ihnen zu viel Mühe macht, wird er einfach in den Süden geschickt. Dort mögen dann die andern zusehen.“

Der Doktor lächelte unmerklich und antwortete, daß man sich allerdings in Deutschland häufig

übertriebenen Hoffnungen auf die Wirkung des südlichen Klimas hingebe. Dann sagte er: „Der Patient ist eine Ihnen nahestehende Person?"

„Mein Brudersohn. Ein zartes Pflänzchen, das von Jahr zu Jahr so hingefristet wird," antwortete Friese achselzuckend und gab dem Arzt einen knappen Bericht über Persönlichkeit und Lebensgang seines Neffen, wozu Max Gerlach, der Schulfreund und Altersgenosse des Erwarteten, noch einige Ergänzungen und Berichtigungen fügte.

Walther Friese war in Venedig als ein gesundes und kräftiges Kind geboren, war aber bei der Uebersiedelung seiner Eltern nach Norddeutschland noch zu jung gewesen, um den klimatischen Sprung ohne Schaden zu überstehen. Die ersten deutschen Winter hatten ihm eine Reihe gefährlicher Erkrankungen gebracht, aus denen sich allmählich ein schwerer Herzfehler entwickelte, der mit den Jahren wuchs und zu immer erneuten Störungen führte. Aber in Geist und Körper des Kranken wohnte eine zähe, fast unbegreifliche Widerstandskraft. Schon mehr als einmal hatten die Aerzte ihn aufgegeben, und nach wenigen Wochen stand er doch wieder auf den Beinen, wie ein Halm, den der Sturm niederwerfen, aber nicht brechen kann.

Zwar an völlige Herstellung dachte man seit lange nicht mehr, aber der Arzt gab Hoffnung, daß durch einen Winter im Süden das Leiden zum Stillstand kommen und der Kranke Zeit finden würde, zu erstarken. Seit dem Spätherbst war die Reise nach Italien geplant, und Walther hatte es durchgesetzt, daß er Venedig zum Aufenthalt wählen durfte. Er hatte der Stadt seiner Kindheit eine leidenschaftliche Anhänglichkeit bewahrt. Venedig war seit Jahren sein einziges Sinnen und Trachten. Aber das traurige Wind- und Nebelland wollte ihn nicht lassen. Kurz bevor er abreisen sollte, hatte ihn ein neuer Anfall gepackt, der schwerste von allen. Als Gerlach Deutschland verließ und Walther ihm seine Grüße „dorthin" auftrug, schien er am Ende seiner Kraft, und die Angehörigen waren täglich auf das Schlimmste gefaßt. Nur der Kranke selber ließ nicht von der Hoffnung und rief ihm noch über die Schwelle ein „Auf Wiedersehen in Venedig!" nach. Den ganzen Winter lag er zwischen Leben und Sterben. — „Nun scheint es, daß er sich abermals durchgerissen hat," fügte der Konsul trocken hinzu. „Ob das ein Glück ist, müssen wir abwarten."

Er sagte es mit kühler und zurückhaltender Miene, denn wo die Sache ihn nicht persönlich be-

traf, da neigte er zur Spartanertugend, und einem kränkelnden Individuum großes Wohlwollen entgegenzubringen, hätte er für ein Vergehen gegen die göttlichen Rechte der Gesundheit gehalten. Ohnehin war er diesem jüngsten Neffen ein wenig gram, weil es ihn schon seit Jahren langweilte, daß Walthers Krankheit ein stehendes Kapitel in den Briefen seines Bruders und seiner Schwägerin bildete. Erst als der junge Gerlach dieser Schwägerin, die den Sohn begleitete, als eines seltenen und außerordentlichen Wesens gedachte, belebten sich des Konsuls Züge und er sagte: „Doktor, machen Sie die Augen weit auf. Eine Frau wie diese sehen Sie nicht alle Tage."

Die schöne Daniela hatte ihn schon entzückt, als sie noch in Triest bei ihrem Schwager, dem damaligen Direktor der Filiale eines großen Wiener Bankinstitutes, lebte. Als dann sein Bruder Wilhelm die vermögenslose Waise heimführte, hatte er das sehr schön und ritterlich gefunden und war der Kavalier und glühende Bewunderer seiner schönen Schwägerin geworden. Er half ihr malen und musizieren, er wurde der Spielkamerad ihrer Kinder und träumte mit ihr den Traum der Schönheit, während der schweigsame, hart arbeitende Wilhelm seinem einzigen Traume nachging, die Fami-

lie reich zu machen. Bei diesem täglichen Zusammensein war die Leidenschaft in beider Herz geschlichen, eine stumme, köstliche Leidenschaft, die sich kein unerlaubtes Wort, keinen heimlichen Blick gestattete, aber Geist um Geist und Seele um Seele hingab. Und Arthur Friese, der verfeinerte, ästhetische Genußmensch, der das Alltägliche verachtete, schwelgte Jahre hindurch in dieser idealen Liebe wie im Duft der allerherrlichsten und seltensten Blume, bis ihm der Taumel dennoch zu Kopfe stieg und er an sich riß, was seinem Bruder gehörte. Jener heiße Sommer, in dem Wilhelm sich nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen und Arthur statt seiner die Familie nach dem nahegelegenen Feltre bringen mußte, war ihrer Liebe verhängnisvoll geworden. Damals, in der Einsamkeit der Berge und der glühenden Stille der Sommerlandschaft, wo die Liebenden keine andre Stimme mehr hörten als die der Natur, war die Leidenschaft zu mächtig geworden und hatte das reine Glück ihrer geistigen Gemeinschaft zertrümmert. An diese Stunde dachte Arthur nicht gern zurück. Er wußte, daß Daniela sich und ihm nie vergeben hatte. Die Erinnerung an Feltre stand wie ein Schatten zwischen ihm und der geliebten Frau. Daniela wehrte ihm von nun an jede Annähe-

rung, und sein Verhältnis zum brüderlichen Hause wurde so gelockert, daß sein jüngster Neffe Walther, der im folgenden Jahre zur Welt kam, ihm von allen Kindern Danielas am fremdesten blieb. Eine finanzielle Katastrophe führte endlich auch die äußere Trennung herbei: Wilhelms Spekulationen schlugen fehl und er wurde mit den Seinigen genötigt, den schönen Palast am Rio San Polo zu verlassen und nach dem Norden von Deutschland zu ziehen.

Das war nun gegen fünfzehn Jahre her, eine lange Zeit zum Vergessen. Und Arthur Friese vergaß auch wirklich, was sein Bewußtsein belasten konnte, aber den Liebreiz seiner Schwägerin vergaß er nicht. Er lebte als Junggeselle, weil kein Mädchen den Vergleich mit Daniela aushielt. Es war freilich mehr Eitelkeit als Liebe, denn um keinen Preis hätte er eine Frau aufführen mögen, die hinter der Frau seines Bruders zurückstand, wenn diese auch längst über alle Berge war. Und somit: „Besser allein als schlecht gepaart," wie das italienische Sprichwort sagt. Das Leben war ja reich genug an Interessen. Zwar die Konsulatsgeschäfte überließ er seinem Sekretär und mit Repräsentationspflichten brauchte er sich nicht oft zu quälen, aber seit den letzten Jahren arbeitete er an einem grundlegenden Werk über den venetianischen

Handel im Mittelalter, zu dem er Tag für Tag im Archiv der Frari die Notizen zusammentrug. Die Abende verbrachte er in einem Zirkel gleichdenkender Freunde, die wegen ihrer Ausschließlichkeit und ästhetischen Verfeinerung im Scherz „die Unerreichbaren“ genannt wurden. Sein Vermögen, das intakt geblieben war, verwandte er an das langsame und bedächtige Sammeln seltener Kunstschätze. Und das venetianische Leben, das allen seinen Eigenheiten Vorschub leistete, hatte den glänzenden, feinsinnigen Arthur Friese, ohne daß er es selber merkte, so ganz allmählich zum verknöcherten, mit kleinlichen Gewohnheiten behafteten Egoisten und Tüftler gemacht.

Eine Bombe, die in sein stilles Haus gefallen wäre, hätte ihn daher nicht mehr erschrecken können, als das Telegramm seines Bruders, worin dieser bat, für Frau und Sohn Quartier zu suchen. Nicht daß er für seinen Frieden gefürchtet hätte — er war jetzt im Alter, wo die Pulse ruhig schlagen. Aber er hatte die alte Liebe so schön in den Schrein seiner Erinnerungen herübergerettet; hier lag sie wohl einbalsamiert und künstlich zurechtgelegt: das sollte jetzt alles durcheinandergerüttelt und wieder dem Zufall preisgegeben werden.

Es ist etwas eigenes um ein Wiedersehen nach

so langer Zeit. Die Gegenwart hat etwas Ernüchterndes neben dem Glanz der Erinnerung, und man ist auch nicht immer so glücklich, gleich das rechte Wort zu finden. Deshalb waren ihm die beiden fremden Zeugen sehr willkommen, die der Begegnung gleich von vornherein etwas ganz Bestimmtes und Formelles gaben, und er hatte sich seine Rolle genau vorgezeichnet: ein stummer Handkuß und dann den Neffen in die Arme geschlossen — das Weitere mußte sich von selbst ergeben.

Der Zug brauste endlich in die Halle, und der Konsul stellte sich mit Doktor Treu in die Nähe der Schranken, während Max Gerlach die Wagenreihen absuchte.

Da tauchten in dem Menschenknäuel, der dem Ausgang zustrebte, zwei ungewöhnliche Gestalten auf: eine schlanke, weißhaarige Dame in sehr bescheidenem Anzug, das bleiche Gesicht voll Liebe und Kummer, und ein blonder, blutjunger Mensch, dessen Schönheit überraschend war. Unter der Menge trivialer, geleckter Alltagsmenschen sahen die zwei so weltfremd aus, als ob sie von einem andern Planeten herabkämen.

Der junge Mensch trug einen langen runden

Mantel und war mit vielem Handgepäck belastet, das ihm die Dame offenbar widerwillig überließ, denn sie sah sich ängstlich rings nach Hilfe um.

Als sie des Konsuls ansichtig wurde, warf sie einen zweifelnden Blick auf seine beginnende Beleibtheit und sagte mit sanfter, fragender Stimme: „Arthur?“

Gleichzeitig wand sich schon der junge Gerlach zu ihnen hindurch, und man hörte ihn rufen: „Hier bin ich, Walther! — Frau Friese, hierher!“

Im Nu hatte er dem Ankömmling sein Gepäck entrissen und schob die beiden geschickt durch eine eben entstandene Lücke zwischen den Schranken hinaus.

Nach wenigen Augenblicken stand man im Freien beisammen, Hände wurden geschüttelt, Begrüßungen wurden getauscht, und Doktor Treu, der den Ankömmlingen schon durch die Empfehlung ihres Hausarztes bekannt war, mußte sich selber vorstellen, denn der Konsul hatte die Sprache verloren. Er starrte nur in das blasse Märtyrergesicht der Frau, die ihm als eine völlig Fremde erschien. Was hatten diese vierzehn Jahre aus der schönen Daniela gemacht!

Man konnte ihr nicht mehr ansehen, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich war; ihr ganzes Gesicht

war Seele geworden, aber eine leidende, schmerzzerrissene Seele. Ihr Rücken war gekrümmt, und eine Schulter stand tiefer als die andere, wie von einem unerträglichen Schmerz herabgezogen. Die weißen Haare über dem noch glatten Gesicht erinnerten an die Sage von Personen, die in einer Nacht ergrauten. Mit einem Blick streifte er über ihren Anzug hin — ihre schöne elegante Einfachheit war seinen Augen immer so wohlthuend gewesen, aber diese Einfachheit war nicht mehr elegant, sie war dürftig und unscheinbar, als ob die Trägerin sich hinter ihrem mausgrauen Mantel den Augen entziehen wollte.

Es dauerte einige Zeit, bevor es dem verblüfften Konsul ins Bewußtsein drang, daß der Anblick des Neffen dagegen eine erfreuliche Enttäuschung brachte.

„Du bist ja ein Prachtjunge geworden," sagte er endlich, indem er Walther wohlwollend bei der Schulter berührte.

Gleichzeitig überschüttete Gerlach seinen Freund mit derben, aber wohlgemeinten Glückwünschen und sagte dann zum Konsul gewendet: „Diesmal hat er wirklich sich selber übertroffen."

Walther blickte mit strahlendem Gesicht von einem zum andern und sagte kein Wort, als fürch-

tete er, aus einem seligen Traum zu erwachen. Er wandte sich nur mit stummem Lächeln zu der Mutter, wie um zu sagen: „Hörst du's? Siehst du's?" und diese nickte ihm in zärtlichem Verständnis zu.

Man stieg in die Gondel, die rasch und lautlos durch die grünen, schaukelnden Wasser des Canal grande strich. Die feuchtwarme Lagunenluft streichelte die Gesichter der Reisenden und wurde von ihnen mit Wonne eingesogen. Wie Traumbilder im hellen Sonnenschein zogen mächtige Renaissancekirchen und zierliche gotische Paläste an ihnen vorüber, von der Flut bespült, die ihre prachtvollen Umrisse in der Tiefe wiederholte. Fassade an Fassade, Balkons und Loggien, von Blumen bedeckt, eine verwirrende Fülle von Säulen und Pilastern, Spitzbogen und Schnörkeln, da und dort eine farbige Freske, eine Spur von Vergoldung an den Mauern, aber alles von heimlicher Zerstörung benagt, durch die Zeit und das Wasser geschwärzt, eine Reihe bettelhafter Könige.

Der Maler nannte im Vorüberfahren ihre Namen und machte Walther auf diese und jene Einzelheit aufmerksam. Niemand hätte die beiden Freunde, wie sie so beisammen saßen, für Gleichaltrige gehalten, und der derbe, untersetzte Gerlach mit seinem Gesicht voll Sommersprossen legte in

den Verkehr mit Walther eine Zartheit und Zuvorkommenheit, wie wenn er ein junges Mädchen vor sich hätte.

Walther redete wenig, aber die lebhaften Vorgänge seines Inneren spiegelten sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht. Dem Konsul war es eine wahre Wohlthat, in dieses Gesicht zu blicken. So oft sein Auge auf Daniela fiel, wandte es sich scheu und betroffen ab und irrte zu ihrem Sohn zurück, denn die Schönheit war seiner Bewunderung gewiß, wann und wo er sie fand.

Seit den Jahren seiner Liebe hatte ihm kein Gesicht so gut gefallen wie dieses. Frühe Reife des Geistes paarte sich darin mit einer Unschuld, die nicht von dieser Welt war. Alles, was er einst an der Mutter bewundert hatte, war hier aufs neue verkörpert, nur ins Kräftige, Jünglingshafte übersetzt. „Und," dachte er bei sich selber, „man mag sagen, was man will, die Krone der Schöpfung ist doch der Jüngling." — Aber es waren auch Friesesche Familienzüge darin, die ihn an seine eigene Jugend erinnerten. Besonders der Schnitt der Augen und die edle Bildung der Stirn — man hatte ihn selber in jungen Jahren ja nicht umsonst den schönen Friese genannt. Wahrlich, ein solches Werk der Natur war mehr wert als das schönste

Stück seiner Sammlung, und er bedauerte, es nicht ohne weiteres in sein eigenes Haus versetzen zu können. Sein Bruder Wilhelm, der sich stets vom Schicksal verfolgt glaubte, war doch wahrhaftig ein glücklicher Mensch. Was hatte denn das Leben i h m gegeben?

Unter diesem Eindruck begann er gegen die Schwägerin: „Ich habe euch zwei Zimmer in einem kleinen, gut geführten Gasthof an der Riva gemietet. Es wäre zwar Raum genug auch in meiner Wohnung gewesen, aber ich dachte — ich wußte nicht, ob es euch angenehm sein würde — ob Wilhelm finden würde, daß es sich schickt," fügte er verlegen hinzu.

„Ich danke dir, du bist sehr freundlich. Wir sind jetzt alte Leute, für die sich alles schickt, aber es ist bequemer so," war Danielas gelassene Antwort.

Der Konsul schwieg und sah vor sich nieder. Es wurde ihm immer unbehaglicher in der Nähe der stillen, blassen Frau, die innerlich ebenso verändert war wie äußerlich, und für die er selber offenbar gar nichts mehr bedeutete.

In der That, ihre Gedanken gingen auch jetzt über ihn hinweg, wie sie es seit lange thaten. Durch ein ganzes Leben der Pflichterfüllung und der Entsagung hatte sie das Vergangene aus ihrer Seele

hinweggewischt. Arthurs Verhalten in diesen Unglücksjahren, seine eisige Gleichgültigkeit bei ihren schweren Schicksalen war ein Rätsel, das sie längst nicht mehr beschäftigte; sie hatte es neben andern unlösbaren Rätseln begraben. Noch mehr, sie war selbst gestorben mit allen ihren Wünschen, Kämpfen und Erinnerungen, mit ihren Irrtümern und mit ihrer Reue. Was von ihr übrig war, das lebte in Walther. Auf ihn war der bessere Teil ihres Ichs übergegangen, während seine Geschwister dem pflichttreuen, aber nüchternen Vater nachschlugen.

Und dieser Jüngste, Schönste war nur ein flakkerndes Licht im Windzug. Mit jedem ersten Schnee war sie in Gefahr, ihn zu verlieren. Dann kamen die langen Winter, wo er nicht aus dem Hause durfte, während die Geschwister auf dem gefrorenen Fluß vor seinem Fenster Schlittschuh liefen. Die Mutter teilte seine Gefangenschaft. Sie wachte mit ihm in den Schreckensnächten, wo er an hochgetürmten Kissen lehnend nach Atem rang. Es kamen die heißen Sommer mit den lustigen Bergpartien und Nachenfahrten für die Aeltesten — Walther saß wie immer daheim bei der Mutter. Er zeichnete, sie las ihm vor, und so wuchsen sie in ihrer Unzertrennlichkeit immer fester zusammen, bis sie nur noch eine einzige Person bildeten. Ihr Denken

wurde im Lauf der Zeit ein so gemeinsames, daß sie oft durch Blicke, Lächeln und kleine Kopfbewegungen lange Zwiegespräche führten, von denen ein anwesender Dritter nicht das geringste wahrnahm.

Und so zartfühlend Walther war, die Mutter betrachtete er ganz und gar als sein Eigentum. Die andern hatten ja das ganze Leben mit allen seinen Schätzen, er hatte nichts auf der Welt als sie. Doppelt gehörte sie ihm, weil der Vater, eine herbe und strenge Natur, das Gemüt des Kranken wenig zu schonen verstand und weil die Geschwister ihn oft unbedacht verletzten, indem sie durch den Anblick ihrer Jugendfreuden ihn an das eigene Siechtum erinnerten. Maler zu werden, war der Traum seiner Seele, und als Max Gerlach zur Akademie abging, hatte er die schwersten Stunden seines Lebens durchgemacht. Alle glaubten an sein Talent, aber seine Kräfte waren den Anforderungen eines strengen Studiums nicht gewachsen, und der Vater wünschte ihn zu einem Beruf heranzubilden, der ihn, falls er am Leben blieb, ernähren könnte. In den Zeiten, wo es ihm besser ging, führte er ihn nach und nach in die Buchhaltung ein und beschäftigte ihn auf seinem Bureau. So war Walther auch hier gezwungen, zu verzichten.

Und doch war er nicht ganz unglücklich. Die Entfernung von der Welt hatte ihm eine Reinheit der Seele bewahrt, aus der die schönsten Blumen der Poesie hervorwuchsen. Er dachte nicht über sich und sein Schicksal nach. Das wenige, was ihm von der Natur zugänglich war, umfaßte er mit solcher Liebe, daß er vielleicht mehr genoß als die Kräftigen, Gesunden. Wenn eines seiner Rosenstöckchen die ersten Blüten trieb oder wenn das Philodendron ein neues Blatt entwickelte, so hatte er einen Festtag. Und diese kindliche Freude am Allerkleinsten bei einer seltenen Geistesbildung verlieh ihm die große Liebenswürdigkeit, mit der er jeden, der ihm nahe kam, unwiderstehlich bezauberte.

Auch die Reise nach Venedig schien ein unerreichbarer Traum zu sein. Seit Jahren war sie ihm versprochen, und von Winter zu Winter hoffte er darauf. Wie oft, wenn er schon anfing, seine Vorbereitungen zu treffen, hatte der Vater plötzlich mit finsterem Gesicht erklärt: „Es geht nicht!" — Der alte Herr Friese ließ sich in solchen Fällen auf keine Begründungen ein, nur aus seiner Schweigsamkeit und seiner verschlossenen Miene konnten die Angehörigen abnehmen, daß das Geschäft wieder eine Krisis durchmachte. Walther mit den verfeinerten Fühlfäden, die das Leiden in ihm

entwickelt hatte, erkannte wohl unter des Vaters rauher Form seine innere Bekümmernis und verbarg die eigene, aber sein unterdrückter Gram sprach beredter als laute Klagen. In diesen Stunden büßte Daniela alles ab, was sie sich vorzuwerfen hatte. Ein dunkles, doch unabweisbares Gefühl verhinderte sie, die Geschwister irgend um seinetwillen zu verkürzen oder von dem Vater ein außergewöhnliches Opfer zu verlangen. Nur an ihrer eigenen Person konnte sie kargen und sie legte sich seit Jahren jede denkbare Entbehrung auf. Aber weder diese Ersparnisse noch der Erlös aus ihrem Schmuck reichte weiter aus, als um die täglichen kleinen Nebenbedürfnisse des Kranken zu bestreiten. Sie hätte gern mit ihrem Herzblut die Erfüllung seines Wunsches erkauft, nur vor dem letzten, einzigen Mittel wich sie zurück: ihren Schwager um Hilfe anzugehen. Dagegen hatte Wilhelm es diesem mehrfach nahe gelegt, seinen Neffen auf einen Winter zu sich einzuladen, aber Arthur hatte nicht verstehen wollen; er begriff gar nicht, daß man ihm mit einer solchen Zumutung kommen konnte.

Da fiel ihr ganz unerwartet im vergangenen Herbst ein kleines Legat von seiten eines entfernten Verwandten zu, und schon war die Abreise eine

beschlossene Sache, als Walther aufs neue erkrankte. Schreckliche Tage folgten, an denen die Pflegerin fast den Mut verlor. Das Gesicht des Kranken, in dem sich eine Stirnfalte wie ein stummer Vorwurf eingrub, sagte ihr fort und fort: „Zu spät!“ — Aber der Winter schleppte sich hin wie so mancher Winter vor ihm mit kümmerlicher Besserung zwischen bösartigen Rückfällen, bis endlich draußen das Eis zerging und die milderen Lüfte dem Kranken Kraft und Hoffnung wiedergaben. Zwar so kleinlaut wie diesmal war ihr Hausarzt noch nie gewesen, aber es kam doch ein Tag, wo er den Patienten für reisefähig erklärte, und schon der folgende Morgen sah Sohn und Mutter auf der Eisenbahn.

Man hatte ihnen empfohlen, sich unterwegs ein paar Rasttage zu gönnen, aber Walther duldete es nicht. Nur mit Mühe hatte er sich bewegen lassen, in Bozen zu übernachten. So oft ihm die Mutter eine Haltestation vorschlug, bat er so dringend: „Nach Venedig! Nach Venedig!“ daß sie nachgab und mit ihm weiter fuhr, bis das Ziel seiner Sehnsucht erreicht war.

Es war wie ein Traum, daß sie jetzt wirklich auf dem Canal grande fuhren mit der glühenden Frühlingssonne über ihren Häuptern und dem

lautlosen Gleiten der Gondel unter sich. Sie suchte Walthers Augen, aber diese waren geschlossen, von der blendenden Helligkeit überwältigt. Die Freunde dämpften ihre Stimmen, denn sie glaubten, er schliefe.

Ein leiser Stoß der Gondel weckte ihn aus seinem Sinnen. Das Becken von San Marco lag vor ihnen, von Masten und Segeln besät, zur Linken von den Prachtpalästen der Piazetta, zur Rechten von der lachenden Insel San Giorgio Maggiore begrenzt, und ganz unten am Horizont vom Lido wie von einer langen grünen Schranke abgeschlossen.

Die Kuppeln der Kirche della Salute glänzten in ihrem zarten Grau mit den tausend phantastischen Zieraten, die sie umgeben. Auf der andern Seite leuchtete der Giardino reale mit seinem jungen Blätterschmuck, der sich in schöner Abstufung mit dem dunklen Saftgrün der Magnolien mischte. Dahinter wurden die Fensterreihen des Palazzo reale sichtbar, die Kreuze und Kuppeln von San Marco glänzten, und hochweg über alle blinkte der goldene Engel des Campanile.

Ein silberner Duft lag über der Stadt und dem Wasser, wie ein Schleier von Feenhänden gewoben. Der Himmel war hoch und völlig wolkenlos,

von dem matten Stahlblau, das er gewöhnlich über der Lagune ausbreitet; der zunehmende Mond, noch lichtlos, schwamm wie ein winziges, weißes Federwölkchen droben. Ein großer Dreimaster, dessen Tauwerk mit Hunderten weißer Lappen seltsam behängt war, lag nahe der Mündung des Canal grande, von kleineren Booten umgeben. Das Ganze hatte etwas Unwirkliches, wie eine Erscheinung oder ein Gemälde.

Der Kranke hatte sich aufgerichtet, alle Müdigkeit war aus seinem Gesicht gewichen.

„Venezia!" sagte er langsam mit unaussprechlichem Ausdruck und trank mit weit offenen Augen das märchenhafte Bild.

Die Wirklichkeit war noch tausendmal schöner, größer und selbst phantastischer als seine verschwommenen Erinnerungen.

Hier die Piazzetta mit ihren Prachtbauten und dem Gewirre der schwarzen Gondeln — sah es nicht aus, als ob Hunderte schwimmernder Särge von weither gelandet wären, um selige Geister nach einer stillen, marmornen Toteninsel zu führen? Aber nicht zum Ruhen in lastenden Sarkophagen, sondern zu einem erhöhten, vom Körper befreiten, im reinen Schauen beseligten Dasein. Der Dogenpalast mit seinen herrlichen Kolonnaden und

dem kolossalen ungegliederten Oberbau — stieg er nicht wie eine Traumgeburt über den stillen Wassern empor? Und die Riva degli Schiavoni mit ihrem weißen Marmorpflaster, ihren Brücken, Palästen und Monumenten, die sich, von Menschen wimmelnd und von Masten begleitet, in schönem Bogen bis zu dem Baumgedränge der Giardini publici hinunterschwang, die unendlichen Wasser mit den rot und gelben Segeln und dem Tanz der Sonnenstrahlen — wie beschämte dieser Glanz der Erfüllung all die nebelhaften Bilder seiner sehnsüchtigen Ungeduld.

„Da sagen sie: Neapel sehen und sterben!“ rief der Kranke, und eine fliegende Röte ging über sein blasses Gesicht. „Ein thörichtes Wort; ich weiß ein besseres: Venedig sehen und auferstehen!“

Er war wie berauscht, er schwenkte den Hut nach der Salute hinüber und bog sich weit aus der Gondel, um den geflügelten Löwen von San Marco auf seinem granitnen Sockel zu begrüßen.

Als sie an der Riva gelandet waren, taumelte er und wäre fast ins Wasser gestürzt, denn er wollte all die Schönheit, die von daher und dorther auf ihn eindrang, gleichzeitig mit den Augen verschlingen. Gerlach faßte ihn unter und zog ihn bis vor die Thür des Gasthofs, wo er sich verabschiedete.

Dann kam der Onkel und führte den Kranken am Arm die Treppe hinauf.

Die Zimmer lagen in einem hellen Mezzanin, zu dem nur wenige breite Stufen hinanführten, und machten der Wahl des Konsuls alle Ehre. Ein großes Südzimmer sah gerade auf die Riva, das anstoßende, etwas tiefer liegende Gemach, zu dem eine Marmorstufe hinabführte, hatte die Fenster auf der von einem kleinen Kanal bespülten Westseite und war in diesem Augenblick gleichfalls von Sonne durchflutet. Es sah mit dem von Mauern begrenzten Blick auf das grüne, gluckſende Wasser so geheimnisvoll und echt venetianisch aus, daß Walther sich nur ungern in die Anordnung des Doktors fügte, der ihm sofort das große Südzimmer zum Schlafen anwies. Die schweren Gardinen mußten noch zuvor herabgenommen werden, und das große Bett in der Ecke rückte der Doktor selber um ein paar Zoll von der Mauer ab.

„Und nun haben die beiden Reisenden nichts Besseres zu thun, als sich zu stärken und dann gleich ein wenig zu rasten,“ sagte er, als alles fertig war. „Ich werde morgen in der Frühe hören, wie Ihnen die Reise bekommen ist.“

Damit reichte er Walther die Hand und zog den Konsul, der noch zögerte, mit sich aus dem Zimmer.

Daniela, die nebenan mit Aufschnallen des Gepäcks beschäftigt war, heftete einen fragenden Blick auf ihn.

Der Doktor verstand sie und antwortete, nach dem Hut greifend: „Wir wollen ihn heute, wo er so glücklich ist, nicht mehr mit ärztlichen Fragen belästigen. Auch Sie brauchen Ruhe. Morgen, wenn ich ihn genau untersucht habe, erzählen Sie mir einmal die ganze Krankengeschichte."

„Die hat unser Hausarzt für Sie aufgeschrieben," antwortete die Frau, indem sie ihm noch an der Treppe ein geschlossenes Couvert überreichte.

„Und was hat er euch für Verhaltungsmaßregeln mitgegeben?" fragte der Schwager, als sie allein waren.

„Keine."

„Keine?"

„Keine. Er sagte: ‚Lassen Sie ihn alles thun, was ihm Freude macht, er fühlt schon selber, wie viel er sich erlauben darf.' Du kannst dir denken, wie unser Rekonvaleszent auf diese Weisung pocht. Doch da er sich bis jetzt keinen Schaden gethan hat und mir eher gekräftigt als ermüdet scheint, muß ich ihn wohl gewähren lassen."

Diese Mitteilung zeitigte in der Seele des Konsuls einen großen Entschluß.

War ihm sein Neffe auf den ersten Blick wie ein Werk aus Künstlerhand, ein schönes Bild oder eine kostbare Vase erschienen, so hatte sich während der kurzen Ueberfahrt der Eindruck seines Wesens vervielfältigt und vertieft. Walthers Empfänglichkeit rührte ihn und seine Bewunderung that ihm wohl, da er als alter Venetianer sich Fremden gegenüber so halb und halb wie der Mitschöpfer dieser Herrlichkeiten vorkam. Er erkannte mit einemmal, was seinem eigenen Leben fehlte und warum das schöne Haus am Canal grande mit seinen Kunstschätzen und seinem Luxus doch nur ein totes Museum war. Es ging ihm auf, wie reich das Leben werden konnte durch die Nähe eines mitgenießenden, mitverstehenden Wesens. Dieser war ja von seinem Stamm, war seines Geistes Kind, Daniela hatte ihn unter dem Herzen getragen zu einer Zeit, wo er selbst sich noch für den Mittelpunkt ihrer Gedanken halten durfte. Der Hauch der Jugend, der von der liebenswürdigen Gestalt ausging, erfrischte den Alternden und erschien ihm wie ein Schutzmittel gegen die heranschleichenden trüberen Jahre. Er wünschte den Neffen um sich zu behalten, ihn sich gänzlich anzueignen. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge waren Wilhelms Kinder doch seine Erben. Warum also nicht diesen

einen, der ihm gefiel, schon zu Lebzeiten in alle Vorteile einsetzen und selber noch den Gewinn seiner Nähe ernten? Nur Walthers zarte Gesundheit stand seiner Absicht im Wege: dieses seltene Gefäß, in das er so gern seine innerste Gedankenwelt übergegossen hätte, sah aus, als ob es ihm unter den Händen zerbrechen könnte.

Aber der Ausspruch des behandelnden Arztes beruhigte ihn völlig. Nun hielt er nicht länger mit seinem Plane hinter dem Berg. Denn wenn er einmal schlüssig war, duldete er keine Verzögerung und er glaubte auch das Verhältnis zur Schwägerin so am besten ins Geleise zu bringen.

„Den Walther, weißt du, gebe ich nicht mehr her," sagte er. „Der Junge muß bei mir bleiben, wenn du nach Deutschland zurückkehrst. Sei ganz ruhig, er wird mir nicht zur Last fallen, im Gegenteil: er muß mein leeres Haus erst lebendig machen."

Da sie ihn kalt und schweigend anblickte, fuhr er dringlicher fort: „Ihr braucht ihn ja gar nicht, ihr habt ja noch den Willy und den Arthur. Ich habe niemanden. Außerdem bei euch im Norden siecht er hin, ich will ihn euch gesund und stark machen, und wir wollen ein Götterleben zusammen führen."

„Niemals!“ rief Daniela heftig, und eine plötzliche Flamme lief über ihr bleiches Gesicht.

Aber sie faßte sich gleich und wurde wieder blaß, noch blässer als vorher.

„Wenn du vor fünf, sechs Jahren diesen Vorschlag gemacht hättest, so wärest du unser Retter, unser Heiland geworden,“ sagte sie ruhig, aber mit großem Nachdruck. „Damals hätte vielleicht ein Aufenthalt im Süden ihn zum gesunden Menschen gemacht. So wie die Dinge jetzt stehen, werde ich mich keine Stunde mehr von ihm trennen. Und kein Haar von seinem Haupte soll einem andern gehören als seiner Mutter.“

Arthur Friese stand verblüfft und wortlos diesem unerwarteten Ausbruch gegenüber. Als er die Treppe hinabstieg, fühlte er, daß er die bleiche Frau da oben haßte. Um ihretwillen war er ein einsamer Mann geworden — so erschien es ihm jetzt — und sie hatte den Mut, ihm das einzige abzuschlagen, was ihn in den späteren Lebenstagen für sein versagtes Familienglück entschädigen konnte. Im Augenblick, wo er ihren Dank verdienen wollte, schlug sie gar noch einen Ton des Vorwurfs an. Aber sie sollte sehen, daß man ihn nicht so leicht abwies, ihn, Arthur Friese, der noch immer gewußt hatte, was er wollte. Was er soeben

noch halb und halb als Vergünstigung von seiner Seite aufgefaßt hatte, die Adoption Walthers, das wurde ihm durch Danielas schroffes Nein so begehrenswert, daß er beschloß, all seine Kräfte an dieses Ziel zu setzen: er wollte um den Besitz ihres Sohnes mit ihr kämpfen, ihn an sich ziehen, auch gegen ihren Willen. An Waffen fehlte es ihm nicht: sein Kunstsinn, seine ganze Geisteswelt, alle Genüsse, die er dem Neffen bieten konnte, stritten für ihn, am meisten die Reize Venedigs, in denen er den Führer machen wollte. Aber er sah jetzt, daß man nicht mit der Thüre ins Haus fallen darf, er wollte es klug anfangen, sich den Boden bereiten. Walthers Freiheitsdrang wollte er benutzen, um ihn nach und nach von der Mutter loszureißen.

Wenige Schritte von der Hausthür kehrte er um, stieg geräuschlos die Treppe wieder hinauf und trat, nachdem er ein wenig gelauscht hatte, rasch ins Zimmer seines Neffen.

Walther stand noch immer am Fenster und sah der Dampfschaluppe nach, die, eine lange Furche hinter sich lassend, nach dem Lido hinausfuhr.

„Höre," sagte der Onkel geheimnisvoll, nachdem er die Thüre leise zugeklinkt hatte. „Ich weiß, deine Eltern sind immer zu ängstlich im Geldausgeben gewesen. Wir Frieses sind noch lange nicht

am Bettelstab. Du mußt deine eigene Kasse führen, ganz für dich im stillen, damit du alles thun kannst, was dir Vergnügen macht."

Er nahm ein ansehnliches Bankbillet aus der Brieftasche und wollte es dem Neffen zustecken.

Dieser schob die Hand mit dem kostbaren Blättchen zurück, die er dabei lächelnd drückte.

„Warum so hochmütig?" fragte der Onkel.

Aber Walther schüttelte nur den Kopf und zog ein gehäkeltes grünseidenes Beutelchen hervor, das strotzend mit Gold gefüllt war.

„Vom Vater," flüsterte er leise.

Der Konsul blickte überrascht auf, denn er wußte, daß sein Bruder kein Freund von überflüssigen Ausgaben war.

„Ja, denke dir, es ist vom Vater," fügte Walther treuherzig hinzu. „Er war so gut in den letzten Tagen, ich habe ihn nie so gesehen. Diesen Beutel steckte er mir noch beim Abschied für meine Privatausgaben zu. Es sei mein Salär, sagte er, für die Bureauarbeit, die ich ihm im vorigen Sommer gethan habe."

Dabei schüttelte er die Börse, daß die Goldstücke klirrten.

„Nun, da gratuliere ich," sagte der Konsul, „und gebe dir den Rat, die goldenen Vögel lustig

fliegen zu lassen. Wenn sie alle sind, kommst du zu mir und holst dir neue."

Als der Onkel gegangen war, legte Walther Rock und Weste ab.

„Es ist zwar schade um die schöne Zeit," dachte er, ins Bett steigend, „aber ich muß der Mutter die Liebe thun."

Nun lag er wohlig ausgestreckt. Die Mutter kam mit Erfrischungen, die er durch ein leises Kopfschütteln ablehnte. Dann schlich sie auf den Zehenspitzen ans Fenster und schloß die Läden halb. Er ließ sie gewähren und regte sich nicht, nur aus halb geschlossenen Lidern blinzelte er nach dem Sonnenstreif, der wie ein blinkender Dolch durch den Spalt des Ladens ins Zimmer fiel.

„Wie schön ist doch das Leben," dachte er und weiter gar nichts. Ein Glücksgefühl umgab ihn ruhig und sicher, wie die Atmosphäre. Mit jedem Atemzug sog er Wohlbehagen und Gesundheit ein. Er schlief nicht und sann auch nicht; das Leben stellte sich in hundert freundlichen Gestalten um sein Bett, und alles Schwere war wie in ein tiefes, tiefes Meer versunken.

„Und die Menschen sind gut," war sein zweiter Gedanke.

Des Onkels rasche Zuneigung, das Gesicht des

neuen Doktors, das schon wie das Gesicht eines alten Freundes aussah, Gerlachs treue Kameradschaft gaben dem innigen Wohlbefinden eine Bürgschaft der Dauer.

Doch lange konnte er nicht ruhen; die Uhr die neben ihm auf dem Tischchen tickte, mahnte unbarmherzig an den Niedergang des schönen Tages.

Leise stand er auf, kleidete sich wieder an und horchte an der Thür der Mutter. Da sich nichts regte, glaubte er, sie habe sich auch zur Ruhe gelegt und schlummere. Aber innen stand sie auf den Strümpfen und hielt ihr Ohr ans Schlüsselloch. Sie hatte alle seine Bewegungen wahrgenommen und wußte ganz genau, daß er sich fortschleichen wollte.

„Er hat eine Verabredung mit Gerlach,“ dachte sie und nahm sich trotz ihrer Sorge vor, ihn nicht zu stören.

Auch Doktor Treu hatte vorhin beim Weggehen, nachdem er einen Blick auf die knappen Zeilen des Hausarztes geworfen, in seiner herzlichen Art gesagt: „Der Kollege hat recht; lassen Sie ihn sein Glück genießen —“

Und dieser Rat entsprach ihrem eigenen Gefühl. Man hatte ihn so lange gehütet und von

allem ferngehalten und ihn damit doch nicht gesund gemacht. So sollte er wenigstens einmal wissen, wie es einem Freien, Gesunden zu Mute ist.

„Schlürfe du aus dem Vollen, mein Liebling," sagte sie leise, während er so geräuschlos wie möglich in die Schuhe fuhr, Hut und Mantel nahm und zur Korridorthür hinausschlich, und sie gönnte ihm den heimlichen Triumph, seine Hüterin überlistet zu haben.

Vom hohen Fenster seines Schlafzimmers blickte sie ihm lange nach, wie er an der Riva hinschlenderte. Ein Strom von Gold überflutete ihn, der vom glühenden Himmel niederrann und die Riva, den Kanal, die Lagune mit ihren Schiffen und Inseln, alles, so weit das Auge reichte, in e i n e Verklärung einschloß. Er drang auch zu den offenen Fenstern herein und färbte die weißen Gasthofwände mit dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst. Die silbernen Schleier waren weggezogen, und der Himmel enthüllte eine flammende Glorie: lange Schleppen von Purpur, Safran und Violett schleiften im Westen hin wie Prachtgewänder des königlichen Gestirns, das zur Ruhe ging. Schichtenweise lagen sie übereinander und stuften sich zu immer zarteren Tinten ab bis unten am Saum des Horizontes, wo sie in ein ganz unwahr-

scheinliches lichtes Meergrün überflossen. Die Mündung des Canal grande warf den roten Schein zurück und verstärkte ihn durch den Reflex rötlicher Mauern und Türme, der breite Giudeccakanal mit seinen zahllosen Masten erwiderte das Feuerzeichen, wobei die dalmatinischen Holzschiffe, die dort verankert lagen, dem lichten Brand einen dunklen Schattenstreifen entgegenstellten. Das ganze Becken von San Marco entzündete sich, daß San Giorgio Maggiore in flüssigem Metall zu schwimmen schien.

Walther ging ganz nahe am Rand des Wassers, den Mantel auf dem Arm, den er ein wenig am Boden nachschleifen ließ, wie es seine Gewohnheit war. Niemand drehte sich nach ihm um, und die Mutter fühlte, wie wohl ihm das thun mußte. In ihrem kleinen, geschäftigen Städtchen pflegten ihm die Leute wegen seines schleichenden Ganges und seiner blassen Gesichtsfarbe auf der Straße nachzublicken — hier in Venedig, wo alles schlenderte und trippelte und wo es gar keine roten Wangen gab, konnte er sich fühlen wie jedermann.

Tiefe Dankbarkeit für das Glück dieses Tages quoll in Danielas Herzen auf, und auch der Antrag des Schwagers, so bittere Empfindungen er zuerst in ihr geweckt hatte, schmeichelte ihrem Mutterstolz.

„Wie sie dich schon alle lieben, mein Sonnenkind," rief sie ihm jubelnd in ihrer Seele nach.

Plötzlich erbleichte sie vor einem Gedanken, der in ihr aufstieg. Aber sie wollte ihn nicht denken, diesen Gedanken, sie löschte ihn aus, sie bannte ihn weit hinweg aus ihrem Herzen. In der zarten blassen Frau wohnte eine eiserne Willenskraft. Durch strenges Wollen hatte sie den einen Flecken ihres Innern ausgetilgt und fühlte sich berechtigt, zu vergessen. Was niemand wußte, wovon der Nächstbeteiligte keine Ahnung hatte, das wollte auch sie nicht wissen, das war nur wie ein Traum durch ihre Seele gezogen. Dieses Kind gehörte ihr ganz allein, niemand sollte teil an ihm haben, am wenigsten jener selbstsüchtige Mann, in dem jetzt plötzlich die Stimme der Natur erwachte. Er sollte nie erfahren, was es war, das ihn so mächtig zu ihrem Liebling hinzog. Nicht wissen, wie nahe Walther ihm stand, das war die einzige Strafe, zu der sie den Zerstörer ihres Friedens verurteilte.

Auf der nächsten Brücke blieb Walther stehen und lehnte sich mit beiden Armen über das Geländer. Vor ihm lag das große Kriegsschiff noch immer unbeweglich im Wasser, während der leichte Wellenstoß der steigenden Flut die kleineren Boote hob, daß sie an dem dunklen Bug emporzu-

streben schienen; so glich es einer Gluckhenne mit ihren Jungen. Max Gerlach hatte ihm vorhin bei der Einfahrt gesagt, daß es ein Schulschiff der Kriegsmarine sei. Die aufgehängten Lappen im Tauwerk, die sich jetzt in lauter flatternde rosige Wimpel verwandt hatten, waren Wäschestücke der Kadetten. Als kleiner Junge hatte Walther sich gewünscht, ein Seemann zu werden; heute lächelte er über diesen Wunsch, denn er wußte sich etwas Besseres, sonst hätte ihm in seiner gehobenen Stimmung selbst diese Laufbahn nicht mehr unerreichbar geschienen.

Sein kühnes Sicherheitsgefühl teilte sich wie auf geheimnisvollen Telegraphendrähten der am Fenster stehenden Mutter mit. Auch ihr schwoll das Herz von ungewohntem Lebensmut. Draußen lag ein großer Lloyddampfer der Linie Venedig—Triest zur Abfahrt klar. Der Anblick weckte ihr längst entschlafene Erinnerungen; die Weite der Welt, die sie in ihrem stillen Erdenwinkel fast vergessen hatte, kam ihr wieder ins Bewußtsein und ließ sie unwillkürlich tiefere Atemzüge holen. Sie wollte nicht mehr ängstlich sein und mit dem Schicksal um die Stunde feilschen. Sie wollte nicht mehr fragen: wie lange? wenn nur ihr Liebling einmal glücklich war.

Als er schon längst verschwunden war, stand sie noch immer und starrte in die Glorie. Die Sonne war völlig hinunter, und das Firmament verglühte langsam. Nur die Salutekuppeln leuchteten immerfort wie von einem inneren Feuer entzündet, sie verloren jetzt ihre massive Körperlichkeit und wurden durchscheinend, als ob jede aus einem einzigen Karfunkel geschnitten wäre. So bleibt, wenn das Schöne hinweg geschieden ist, die Erinnerung zurück und lebt inmitten einer farblos gewordenen Welt ihr festliches, selbständiges Dasein weiter. — Daniela stand am Fenster, bis die Kuppeln der schönen Kirche ausgeglüht wie tote graue Schlacken zum fahl gewordenen Himmel aufstarrten.

Walther bog, nachdem er noch eine Weile unter dem Treiben der Gondoliere an der Piazetta gelungert hatte, nach dem Markusplatz ein, der um diese Stunde zwischen der Nachmittagsmusik und der abendlichen Promenade wie ein großer, halb verödeter Festsaal dalag. An einem der Tischchen nahm er eine Erfrischung zu sich und wanderte dann langsam über die Piazza hin, ganz versunken in einen Tagestraum von Venedigs Glanz und Größe, von der Zeit, wo diese Prachtbauten noch nicht die erhabenen Monumente eines Friedhofs waren, sondern das Leben des Tages lebten. Das

Gehen auf den breiten, glatten Marmorfliesen durchdrang ihn mit einer aristokratischen Empfindung, er erschien sich selber plötzlich als etwas sehr Mächtiges und Vornehmes, mit dem strotzenden Beutel Gold in der Tasche als der Herr all dieser Herrlichkeiten.

Da sagte eine lachende Stimme hinter ihm: „Herr, Sie verlieren Ihren Mantel."

Er fuhr zusammen und zog den Mantel an sich, mit dem er die halbe Piazza gefegt hatte. Das kleine Blumenmädchen, das ihn angeredet hatte, war schon vorüber, nur ihren wiegenden Gang und die graziöse Gestalt konnte er von hinten noch erkennen. „Wie gut sind hier die Menschen!" dachte er und blickte ihr dankbar nach.

Unter den neuen Prokuratien fesselten die Goldschmiedeläden seine Aufmerksamkeit, denn er liebte alles Glänzende, und ein Mädchen konnte nicht mehr Sinn für Schmuck und Geschmeide haben. Eine goldene Halskette von feiner venetianischer Arbeit reizte ihn ganz besonders. Es war ein zierliches Gewinde vielfach verschlungener kleiner Kettchen, die an allen Kreuzungsstellen mit Perlen durchsetzt und ringsum mit Perlen wie mit Tropfen behangen waren.

Der Gedanke, dieses Schmuckstück zu kaufen

und seiner Mutter mitzubringen, paßte ganz in seinen Traum. Ehe er es bedachte, stand er schon auf der Schwelle und wurde von dem Händler vollends hineinkomplimentiert.

Der Preis erschreckte ihn nicht, denn trotz seiner gelegentlichen Beschäftigung mit Zahlen war er dem Gelde gegenüber das reine Kind. Mit seinem Beutelchen fühlte er sich reich genug, um ganz Venedig zu kaufen, und die Anerbietungen des Onkels, von dem er stets gehört hatte, daß er sehr wohlhabend sei, ließen ihm seinen Besitz als etwas Unbegrenztes erscheinen.

Er bezahlte ohne Besinnen mit seinem Gold. Als ihm der Händler darauf ein paar schmutzige Papierscheine zurückgab, hielt er diese für einen freiwilligen Abzug zu seinen Gunsten, denn an das hohe Agio des Goldes dachte er gar nicht. Abermals sagte er zu sich selber: „Wie gut sind doch die Menschen hier," — und sehr zufrieden mit seinem Kaufe ging er von dannen.

Wie die blinkende Kette zu dem verhärmten Gesicht und dem nonnenhaften Anzug der Mutter passen sollte, fragte er sich nicht, denn trotz seiner zweiundzwanzig Jahre war für ihn die Mutter noch immer die schönste aller Frauen.

Unter dem Uhrturm lehnend, versank er jetzt in

den Anblick der goldenen Rosse auf dem Portal von San Marco. Sie schlürften eben mit geöffneten Nüstern und Mäulern das letzte Gold des Himmels; sie glichen dem Gespann des Sonnengottes; von ihren Mähnen sprühten Funken, daß der Anblick kaum zu ertragen war. Ein Freiheits- und Lebenstaumel überkam ihn, er fühlte sich emporgerissen, als sollte er mit den bäumenden Rossen hinaus in die blauen Lüfte brausen.

Da sagte eine Stimme neben ihm: „Bellissimo!"

Zwei halbverschleierte Damen waren, aus der Merceria kommend, an ihm vorübergestreift, eine von ihnen, nicht mehr jung, aber auffallend schön, hatte diese Worte gesprochen, und jetzt wandte sich auch die Begleiterin zurück, um ihn anzusehen.

„È un artista," hörte er sie sagen.

Walther stand wieder auf der Erde, aber der Fall war so sanft, daß er lächelte. Ja, ein Künstler, er fühlte es in seiner Seele, und was noch nicht war, das mußte werden!

Er bog in die Straße ein, aus der die Damen gekommen waren, und atmete noch eine Zeitlang den Wohlgeruch, den sie zurückließen. In der Merceria, die voll Menschen war, flammten schon einzelne Laternen auf, und aus den erhellten

Schauläden glänzte es von Mosaiken und feinen, gemalten Glaswaren. Zuletzt erstieg er eine breite, von Menschen wimmelnde Brücke, zu der Treppen von mehreren Seiten emporführten, und oben angekommen, blieb er von Staunen überwältigt am Geländer stehen. Er war in eine verzauberte Welt geraten. Hier schloß den Kanal eine Doppelreihe von hohen Palästen ein, die sich mit zahllosen epheuumsponnenen Terrassen, mit Balustraden und massigen Fensterkonsolen breit und dunkel über das Wasser legten. Dämmerung lagerte auf dem Kanal, in der die Einzelheiten eben noch kenntlich waren. Eine schmale steinerne Brücke schwang sich in kurzer Entfernung von der seinigen schattenhaft hinüber. Drüben aber am andern Ufer, wo schon die Laternen brannten, gähnte ihn zur Seite eine dunkle Oeffnung an. Sie führte in einen überdeckten, hart am Wasser laufenden Bogengang, den Sottoportico delle acque. Ein reizender Erker mit tausend Schnörkeln und Zieraten stand am Eingang und war hell von den Laternen beschienen; um so seltsamer und unterirdischer stach das Innere des Portikus, der tiefer als das Niveau der Straße lag, von der erleuchteten Merceria ab.

Den Jüngling zog es magisch in jene Rich-

tung. Er stieg die wenigen seitlichen Stufen, die nach dem Eingang führten, hinunter und durchschritt den Bogengang, der aus dem Innern eines dort liegenden Bazars etwas Licht erhielt, bis er hinter niedrigem Eisengitter eine Wassertreppe fand. Dort lag eine gedeckte Gondel einladend im Wasser.

Walther winkte dem Gondolier und wollte eben, von ihm gestützt, die Gondel besteigen, als der Portikus sich mit Wohlgeruch erfüllte und ein halberwachsenes Mädchen mit einem Blumenkorb am Arme rasch vorüberging.

Er erkannte die zierliche Person, die ihn auf der Piazza angesprochen hatte. Ihr blasses Gesicht mit den dunklen Augen blickte so anmutig aus dem schwarzen Kopftuch hervor, daß er sich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Wohin mit den schönen Blumen, Kleine?“

„Nach Hause,“ erwiderte sie, indem sie sein Gesicht und den bescheidenen Anzug mit raschen Blicken musterte.

„Warum hast du deine Blumen nicht verkauft?“

„Weil sie niemand wollte,“ kam es halb trotzig zurück.

„Wärest du zu mir gekommen, ich hätte dir abgekauft."

Die Kleine kam geschmeidig wie eine Eidechse heran und hielt ihm unter einer Flut von schmeichelnden und bittenden Reden, die er nicht verstand, ihren Korb empor.

„Suche mir selbst ein paar Rosen aus," sagte er, „die schönsten, die du hast, dann sollst du auch heut abend noch etwas Gutes erleben."

Sie wühlte in dem Korb und brachte eine Handvoll zarter gelber Theerosen und eine purpurne Centifolie an langem Stiel heraus, die einen wunderbaren Duft verbreitete. Er nahm sie aus ihrer Hand und reichte ihr aus seinem Beutelchen, das schon eine starke Abnahme zeigte, ein großes Goldstück.

Die Kleine stand verblüfft und hielt das Gold zweifelnd in der Hand. Erst als er schon in die Gondel gestiegen war, sprang sie ihm nach, die Wassertreppe hinunter und streckte ihm den ganzen Korb entgegen.

Aber die Gondel schwamm schon der breiten Brücke zu. Da wandte sich das Mädchen, lief im Flug unter dem Portikus zurück, die Stufen hinauf und erreichte das Geländer, als eben die Gondel unter dem Brückenjoch zum Vorschein kam. Sie

reckte ihren kleinen Körper so weit sie konnte und schüttete ihren Korb auf den Vorüberfahrenden aus. Ein Blumenregen ergoß sich über das schwarze Fahrzeug, weiße und gelbe Narzissen, Rosen, Nelken in allen Farben, breite Farnwedel und große Rispen blühenden Flieders, die einen langsamer, die andern schneller fallend, bedeckten das Gondeldach und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen.

Walther, der sich bei dem unerwarteten Bombardement erhoben hatte, las die Blumen zusammen, dankte, winkte mit dem Strauß, während der Gondolier langsamer ruderte und ihm von oben neue Blumengrüße um das Gesicht flogen, denn der Korb hatte seinen Inhalt nicht auf einmal hergegeben, und was noch im Geflechte festhing, wurde von dem Mädchen einzeln nachgesandt. Viele, die ihr Ziel verfehlt hatten, kamen in der Kielwelle langsam hinterher geschwommen. Das Mädchen lehnte noch immer unter einem Auflauf von Neugierigen am Geländer, während die Gondel davonglitt und bald von dem nächsten Brückenbogen verschlungen wurde.

Walther hatte sich wieder gesetzt, mit einem Berg von Blumen neben sich, und ließ das Märchen seinen Fortgang nehmen.

Eine Zeitlang begleitete ihn das schwindende Tageslicht. Doch die Häuser, die eine Strecke weit vom Wasser etwas zurückgetreten waren, um rechts und links ein schmales Trottoir freizulassen, schlossen sich bald aufs neue zusammen und deckten den Kanal mit Dunkelheit. Ihre vielen blumengeschmückten Balkons waren nur noch tiefschwarze Flecken. Weit herabkletternde Epheuranken schienen mit gespenstischen Armen nach der Gondel zu langen, die schattenhaft vorüberstrich, von Fledermäusen mit geräuschlosem Flügelschlag begleitet. Sie glich mit dem rhythmischen Tauchen der Ruder einem geheimnisvollen, atmenden Wesen, einer von kleinen schwarzen Gespenstern umflatterten Geisterkönigin. Es war schaurig, als schwämme man auf einem Totenfluß an düsteren Unterweltspalästen vorüber, und wenn sich das leise glucksende Wasser an der Bootswand brach, so klang es wie ein Seufzer aus noch tieferer Tiefe. Der Mond, dessen Sichel meist durch die hohen Dächer verdeckt war, gab eine ungewisse Helle, und nichts erinnerte mehr an das Leben der Oberwelt, als ein einzelner, lichtschwacher Stern, der gerade über der Wasserstraße stand. Aber bei der Riva del Carbon wurden sie von hellem Lichterglanz empfangen. Dort gehörte man der Menschenwelt wieder

an, und das bewegte Wasser des Canal grande ließ den Zusammenhang mit der lebendigen Meerflut spüren. Jetzt erst erinnerte sich Walther wieder, daß die Mutter zu Hause wartete, und er befahl dem Gondolier, nach links zu wenden. Doch auf der Heimfahrt überkam ihn die Versuchung, noch rasch einen Blick auf sein einstiges elterliches Haus am Rio San Polo zu werfen. Man fuhr in die halb dunkle Wasserstraße ein, in der schon viele Fenster erleuchtet waren und schmale Lichtstreifen über das Wasser warfen.

Walther blickte sich suchend um, er wußte nicht mehr genau, welches Haus das seinige war. Das zur Rechten mit dem breiten Balkon im ersten Stockwerk sah ihn wie mit einem verhaltenen Lächeln an. Waren das nicht die Marmorstufen, die er oft mit seinen Kinderfüßen erstiegen hatte? Er ließ sich näher heranrudern, um die Farbe der Pfähle zu erkennen.

Da ging die Hausthür auf, und eine schöne, klare Stimme rief: „Kommst du endlich?"

Ein Strom von Licht fiel aus dem offenen Eingang in die Gondel, und auf der Treppe mitten in dem Glanze stand eine entzückende Gestalt.

Ein Mädchen in hellem Kleid mit unbedecktem Kopf, den lichtes Haar wie eine Glorie umgab,

war mit dem Hut in der Hand herausgesprungen und bog sich dem Heranfahrenden entgegen.

Der Gondolier, der an eine Verabredung glaubte, hielt schon das Fahrzeug an der Treppe fest. Wie im Traum, wo das Wunderbarste sich von selbst versteht, erhob sich Walther und stieg, von dem Gondolier gestützt, aus der Gondel.

Das Mädchen war zurückgewichen, als sie ein fremdes Gesicht erblickte, aber nur einen Schritt. Da er neben ihr stehen blieb, stand sie gleichfalls unbeweglich, und die beiden schönen jungen Menschen sahen sich eine Zeitlang schweigend an.

Er dachte nichts als: „Das ist sie!“ — als ob er sie längst gesucht hätte, als ob er sicher gewesen wäre, sie hier in diesem Haus, auf dieser Treppe zu finden.

Sie fragte endlich: „Wen suchen Sie?“

„Ich hörte Sie rufen und kam,“ war Walthers einfache Antwort.

„Ich glaubte, es sei Memo, der mich nach Hause bringen soll“, erklärte sie unschuldig.

„So denken Sie, ich sei Memo,“ antwortete er mit seinem sonnigsten Lächeln, „und lassen Sie sich von mir nach Hause bringen.“

Sie sah ihn verwundert, doch ohne eine Spur

von Mißtrauen an und schwieg zu seinem Vorschlag.

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht," antwortete sie zögernd, als er ihn wiederholte.

„Nein? — Und mir ist, als hätten wir uns längst gekannt. — Ich bin in diesem Haus geboren," setzte er zuversichtlich hinzu.

Ein Schweigen, dann kam die Frage: „Sie wollten also jemanden hier besuchen?"

„Nein, ich wollte nur das Haus wiedersehen, denn ich komme von einer langen Reise. — Ist Ihre Wohnung weit weg?"

„O, ganz nah. Schrägüber von der Salute."

„So kommen Sie doch," sagte er dringend.

Sie machte noch Einwände. „Wenn Memo unterdessen käme?"

„Er kommt nicht mehr, er hat es vergessen."

„Mit wem sprichst du denn, Gemma? Wer steht da unten?" rief jetzt eine tiefere Frauenstimme vom Balkon herunter.

„Amici!" rief das Mädchen zurück, gedankenlos die übliche Formel brauchend.

„Also wenn Sie mich für einen Freund erkennen, warum wollen Sie nicht mit mir fahren?" fragte Walther.

„Wer sagt denn, daß ich nicht mitfahren will?"

rief sie und sprang jetzt ohne weiteres in die Gondel. Sie setzte sich auf der Mittelbank zurecht und sah mit Verwunderung Walthers mühseligem Einsteigen zu, das ihm selber glücklicherweise gar nicht zum Bewußtsein kam. Die vorsichtige Art, wie er seinen Köper bewegte, machte den Eindruck, als ob er etwas sehr Kostbares und sehr Zerbrechliches unter dem Mantel trüge.

Nun schien sie eine plötzliche Beklommenheit vor dem schönen jungen Menschenbilde zu befallen, das wie aus einer anderen Welt herabgestiegen war. Sie setzte umständlich ihren bändergeschmückten Hut auf und nannte dem Gondolier den Namen ihrer Wohnung, während Walther sich entfernt von ihr auf einer Seitenbank niederließ.

„Die schönen Rosen!" sagte sie befangen und neigte sich auf den Berg von Blumen neben ihrem Sitz nieder. „Darf ich mir eine davon nehmen?"

„Sie gehören ja alle Ihnen," antwortete Walther, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß alles, worauf ihr Auge fiel, ihr eigen sei. „Sie waren zuerst für meine Mutter bestimmt, aber sie gönnt sie Ihnen gern."

Das Mädchen lachte.

„Sie kennt mich ja nicht; wie könnte sie mir etwas gönnen wollen?"

„Ich meinte, was mir Freude macht, das macht auch ihr Freude; also dürfen Sie nicht zweifeln, daß sie die Blumen gern in Ihren Händen sehen würde."

„Es muß schön sein, eine solche Mutter zu haben," antwortete sie ernsthaft und beinahe ungläubig.

„Haben Sie keine Mutter mehr?"

„Ich? O freilich, eine junge Mutter, eine schöne Mutter. Sie sieht aus, als ob sie meine Schwester wäre. Aber sie hat keine Zeit für mich," setzte sie nachdenklich hinzu.

Walther wurde gleichfalls nachdenklich; daß es auch solche Mütter gebe, hatte er noch nicht gewußt.

Das Mädchen hatte unterdessen die ganze Blumenmasse auf den Schoß gelegt und wühlte mit innigem Entzücken darin umher, indem sie bald eine einzelne Blume gegen ihr Näschen hob, bald ihren Kopf in der ganzen Fülle vergrub.

Dann begann sie wieder zu plaudern in dem weichen Dialekt, der den Venetianerinnen wie orientalisches Zuckerwerk im Munde zerfließt. „Sie sind sehr gütig gegen mich, aber ich will nicht unbescheiden sein. Ich werde Ihnen die Blumen binden. Einen Strauß für Ihre Mutter, einen für mich, und ich will ehrlich teilen."

Damit fing sie an, gewissenhaft die Blumen zu sondern und sie in zwei gleichen Teilen zu ihrer Rechten und Linken aufzuhäufen. Walther, der unverwandt auf ihre Finger sah, wünschte, daß dieses Geschäft nie ein Ende nehme. Endlich hatte sie zwei große lockere, völlig gleiche Sträuße zusammengestellt, zwischen denen die Farnkräuter nickten. Um sie zu binden, löste sie das blaßgrüne Band aus ihren hängenden Flechten und ließ es von Walther in zwei Hälften zerschneiden, mit denen sie die beiden Sträuße sorgfältig umwand. Nur die dunkle, hochgestielte Centifolie war übrig geblieben.

„Von dieser Art ist nur eine da, die können wir nicht teilen, darum soll sie Ihnen gehören," sagte sie, ihm die Rose reichend.

Walther glühte vor Freude. Er wollte die Rose durch das Knopfloch seines Rockes schieben, aber er kam nicht zurecht; der lange Stiel und die Dornen waren ihm hinderlich. Da nahm sie ihm das Mädchen ohne Umstände weg, kürzte den Stiel, streifte die Dornen ab und steckte ihm die Blume an die Brust.

„Was ist Ihnen?" fragte sie erschrocken, denn er war bei ihrer Berührung zusammengezuckt, als sei ihm ein Dorn von ihrer Rose bis ins Herz ge-

fahren, und sie konnte ihn trotz der schwachen Beleuchtung erbleichen sehen.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie noch einmal ängstlich. „Fühlen Sie sich unwohl?“

Er schüttelte mit glücklichem Lächeln den Kopf, denn er erinnerte sich nicht mehr, daß er jemals krank gewesen, daß man ihn vor jedem rauhen Lüftchen, vor jeder Erregung, selbst vor der Freude behütete.

Sie fuhren unter den Lichtern des Canal grande hin, einen Strom von Wohlgerüchen aus ihrer Blumengondel hinter sich lassend; es war, als schwämme mit dem schönen jungen Menschenpaar der Frühling selbst über die dunklen Fluten. Das Mondlicht, das zu den Fenstern des Gondeldachs hereinsah, und der matte Laternenschein im Innern ließen eines die Züge des andern deutlich erkennen, und sie sahen sich abwechselnd lange an, wobei immer das eine die Augen abwandte, um dem andern zum Beschauen Zeit zu lassen.

„Dort drüben ist schon mein Haus,“ rief sie plötzlich. „O, wie schnell das gegangen ist!“

Er saß bestürzt mit dem Ausdruck der Bekümmernis und einer schüchternen Bitte im Gesicht, während jeder Ruderschlag sie dem Ziele näher-

brachte. Aber er sagte nichts als: „Morgen wird es mir sein, als ob ich geträumt hätte."

Sie sah ihn erwartend an, da faßte er sich ein Herz und fragte: „Würde man Sie denn sehr vermissen, wenn Sie etwas später kämen?"

„Wer soll mich vermissen! Die Mutter ist nicht zu Hause. Niemand erwartet mich mehr. Sie glauben, ich sei bei meiner Freundin geblieben."

„O dann —" begann er und wagte seine Bitte nur durch einen Blick zu vollenden.

„Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, wenn Sie die Zeit haben," antwortete sie mutiger als er, „so würde ich gerne noch ein wenig weiter fahren. Nur um die Spitze der Salute herum. — Der Abend ist so schön und — sollten Sie es glauben? — ich bin noch nie auf der Lagune gefahren."

Nur einen Augenblick schoß ihm der Gedanke an die ängstlich wartende Mutter durch die Seele, aber ehe er ihn recht gefaßt hatte, war er im Taumel des Entzückens untergegangen. Sein ganzes Gesicht strahlte; er winkte dem Gondolier, und beide setzten sich wieder auf ihren Bänken zurecht, wie im neu gesicherten Besitz eines großen Glücks.

Das Boot fuhr mit kräftigem Schwung an Gemmas Hause vorüber. Im zweiten Stockwerk sah man ein einziges Fenster erleuchtet; dort hinauf

deutete das Mädchen und sagte: „Hier wohnt mein Vater. Er ist alt und kränklich und geht früh zur Ruhe; um diese Zeit fragt er nicht mehr nach mir."

„Und Ihre Mutter nimmt Sie nicht mit, wenn sie ausgeht?"

„Wie sollte sie denn?" lachte das Kind. „Ich bin ja noch viel zu jung, im Mai werde ich erst fünfzehn."

„Merkwürdig, auch ich bin im Mai geboren," rief Walther.

Nach Feststellung dieser Thatsache war es ihm, als sei er ihr um ein Beträchtliches nähergerückt, und er wagte die Frage, womit sie sich denn den ganzen Tag beschäftige.

„Ei," antwortete sie mit naivem Erstaunen, „ich spiele Karten mit Papa, ich füttere den Morino — das ist unser Hund — und besuche meine Freundin. — Sie ist viel älter als ich und schon verheiratet," setzte sie mit Wichtigkeit hinzu.

Er sah sie bewunderungsvoll an und dachte, daß sie etwas unendlich Stolzes und Vornehmes sein müsse, die Tochter eines alten, kranken, abgesetzten Dogen. Was sie ihm sonst von ihrem Leben erzählte, hörte er nur, soweit es sich mit dieser Vorstellung vertrug. Einzig von jenem Memo

hätte er gerne gewußt, wer er war, doch scheute er sich, zu fragen.

Aber als ob sie seinen Wunsch erriete, fuhr sie in ihrem Geplauder fort: „Und dann ist noch der Memo da. Er ist mein Bruder aus des Vaters erster Ehe und er thut mir alles zuliebe. Er bringt mich jeden Tag zu meiner Freundin. — Aber das dürfte er doch nicht wissen, daß ich mit einem fremden Herrn auf der Lagune spazieren fahre.“

„Ich bin kein fremder Herr,“ antwortete Walther, und da er fühlte, daß dieser Ausspruch einer Begründung bedurfte, fügte er hinzu: „Ich bin in dem Hause geboren, wo Ihre Freundin wohnt.“

Daß dies ein Band zwischen ihnen sei, ließ sie gelten, und nun wollte sie auch seinen Namen wissen, auf den er sich erst besinnen mußte, so gänzlich war er aus Raum und Zeit entrückt. Sie sprach ihn richtig nach und sagte dann: „Ich heiße Gemma. Sie haben es schon gehört. — Es giebt auch einen Stern, der Gemma heißt; kennen Sie ihn? Ein Freund meiner Mutter hat ihn mir gezeigt.“

Sie deutete mit der Hand nach dem Himmelsgewölbe, aber in ganz unbestimmter Richtung.

Walther suchte mit den Augen am Firmament, an dem Tausende und Tausende von Sternen funkelten. Sie strahlten jetzt heller, und das ganze

Gewölbe schien höher hinaufgerückt, weil der Mond schon untergegangen war. Walther kannte die meisten unter ihnen, aber Gemmas Stern konnte er zu seiner Bekümmernis nicht entdecken.

Doch sie dachte schon nicht mehr an ihre Frage, denn ihre Aufmerksamkeit ward anderswohin gezogen.

Sie that plötzlich einen lauten Freudenschrei: mehrere Sternschnuppen waren rasch nacheinander gefallen, und da gleich darauf ein paar zerstreute Lichter über dem Wasser aufblitzten und ruhig stehen blieben, sah es aus, als ob die gefallenen Sterne im Meere weiter glänzten.

Sie hatten die Spitze der Salute umschifft, und vor ihnen breitete sich die Lagune mit ihren erleuchteten Inseln ins Unendliche aus. Auch Gemmas Gezwitscher verstummte allmählich unter dem Banne der Wundernacht. Die beiden jungen Menschenkinder saßen jetzt nebeneinander, ihre Kleider streiften sich und ihre auf die Bank gestützten Hände näherten sich einander von selbst, doch ohne sich zu berühren.

„Gemma! — Gemma! — Gemma!“ wiederholte Walther leise mit unaussprechlicher Andacht.

Wie lange sie fuhren, wußte niemand als der Gondolier, der am Ende wieder in breitem Bogen

der Stadt zuwendete. Und nun erschien ein neues, noch magischeres Schauspiel vor ihren Augen. Das Ufer war hell erleuchtet, und sein Glanz strahlte aus dem Wasser zurück, wie ein umgekehrtes Firmament. Dahinter flammten die ferneren Lichter der Piazza und ließen dort noch größere und geheimnisvollere Wunder ahnen. Der lange Bogen der Riva mit endlosen Lichterreihen glich dem feurigen Doppelschweif eines Kometen. Der Lichteffekt war zauberhaft, und ein leichtes Wellenspiel verwandelte seinen Widerschein im Wasser zu zahllosen Flammenspießen, die auf und nieder zuckend eine unnahbare, beleuchtete Feeenstadt umgürteten. Näher und näher kam das zauberische Bild, der Gondolier ruderte immer rascher, man konnte schon den Säulengang des Dogenpalastes erkennen und zwischen den feststehenden Lichtern kleine bewegliche Lichtlein: die Laternen der Gondeln, die an der beleuchteten Riva hinhuschten.

Die Fahrt ging zu Ende, sie bogen in den Canal grande ein. Walther sah jetzt dem Ziel ohne Bangigkeit entgegen, beide lächelten einander zuversichtlich und glückselig an, als ob sie von je zu einander gehört hätten.

Plötzlich fiel ihm das Geschmeide ein, das er gekauft hatte, ohne seine Bestimmung zu ahnen.

Er zog es aus der Tasche, entfernte geräuschlos die Umhüllung und wickelte es heimlich und schnell um den Blumenstrauß, der neben ihm auf der Bank lag.

Dann reichte er ihr den frisch gebliebenen Strauß und bat sie um den ihrigen, den sie noch immer im Arme hielt und so oft mit warmen Fingern gestreichelt hatte, daß die Blumenköpfchen ganz matt herunterhingen.

Sie ließ sich den Tausch gefallen, nachdem er ihr versichert hatte, die Blumen würden sich in seinen Händen erholen und am andern Morgen frisch und strack im Glase stehen. Er mußte ihr das Geheimnis dieser Auferweckung mitteilen, und sie versprach mit den ihrigen das gleiche zu thun.

Walther lachte mit seinem stillen inneren Lachen, denn er sah sie schon in ihrem Zimmer stehen, wie sie den Strauß aufband und wie die goldenen Kettchen zu ihren Füßen niederklirrten. Diese Vorstellung machte ihn so glückselig, daß er jetzt sogar Eile hatte, sich von ihr zu trennen, um nur nicht vorzeitig entdeckt zu werden. Doch das Geschmeide lag sicher unter dem Seidenband, und Gemma hielt den Strauß ahnungslos im Arm. Mit wenigen Ruderschlägen war das Haus vollends erreicht.

Noch ein fester Händedruck, ein gestammelter

gegenseitiger Dank und ein wiederholtes „Auf Wiedersehn!“ — dann entsprang sie aus der Gondel und im nächsten Augenblick war sie in der offenen Hausthür verschwunden.

Selig träumend fuhr er allein zurück, dem Lichterglanz der Piazzetta entgegen. Aber er schloß die Augen, er konnte nichts weiter genießen. Seine Pulse bebten, die Glücksfülle in seinem Busen war kaum mehr zu bewältigen. Er dachte darüber nach, wie viele Fäden, von Anbeginn gesponnen, an diesem einen Punkte hatten zusammentreffen müssen, um die heutige Begegnung zu ermöglichen, und er sagte fort und fort zu sich selber: „Es ist ein Wunder; das war das Glück.“ — — —

Auch der Gondolier lernte jenes Tags an Wunder glauben, denn ihm erschien das Glück ebenfalls, wenn schon in andrer Gestalt. Noch Jahre danach erzählte er von der Spazierfahrt des schönen fremden jungen Nabob, der so unscheinbar gekleidet war und doch das Gold mit vollen Händen um sich streute wie ein König.

Die Mutter erschrack, als sie nach langen, bangen Stunden des Harrens in Walthers Augen blickte, die wie Diamanten glänzten, denn diesen Glanz hatte sie sonst nur in seinen Fiebernächten an ihm gesehen. Aber sie machte ihm keine Vorwürfe über

sein langes Ausbleiben und mochte ihn auch nicht mit Fragen bedrängen.

Vor dem Schlafengehen fing er von selbst zu reden an. Er fiel ihr um den Hals und dankte ihr wieder und wieder, daß sie ihn herbegleitet hatte.

„Wie gut, daß wir gleich gereist sind! Wie gut, daß du nachgabst, als ich sagte: morgen! Jetzt weiß ich erst, warum so viel daran lag, daß wir gestern schon in Bozen waren, daß ich gerade heute, diesen zwanzigsten März, Schlag acht Uhr vor unsrer alten Wohnung war."

„Warum lag denn so viel daran?" fragte sie erstaunt. „Hattest du eine Begegnung dort?"

Er drückte lächelnd die Augen ein und antwortete nicht.

„Darf ich nicht wissen, mit wem?"

Er schwieg aufs neue; nach einer Weile sagte er: „Mit dem Glück."

„Woran erkanntest du, daß es das Glück war?"

„Ich sah es ihm an."

„Und wie hieß es denn?"

Das wollte er nicht sagen, aber er faßte die Mutter zärtlich in die Arme. „Sei nicht böse; sieh, diese Blumen hat es für dich gebunden. Gieb mir ein Glas, damit ich sie gleich ins Wasser stellen kann."

Er wickelte das Seidenband von dem Strauß und strich es mit liebevollen Fingern glatt. Dann beschnitt er sorglich jeden einzelnen Stengel und besprengte die müden Kelche mit Wasser, das er in den Mund nahm und geschickt mit hohlen Bakken auf sie ausblies.

„Warst du denn nicht mit Gerlach?“ fragte sie unruhig.

Er sah sie listig von der Seite an und antwortete nicht, sondern bemühte sich eifrig um die Blumen, wobei er mehrmals leise auflachte, denn er dachte sich jetzt Gemma mit dem Geschmeide in der Hand bei ihrem Blumenstrauß stehend.

Der roten Rose widmete er eine besondere Sorgfalt und stellte sie in ein eigenes Glas neben sein Bett. — „Denn diese eine ist mein,“ sagte er mit Stolz zu der Mutter.

Daniela hatte schon in seinen klaren Zügen gelesen, daß nichts Unreines an ihm vorübergestreift war. Dennoch suchte sie ihn mit instinktiver Eifersucht auf andre Gedanken zu bringen.

„Sieh, was unterdessen für dich gekommen ist,“ sagte sie, ihn in die Ecke des Zimmers führend. „Die Staffelei, die Leinwand, schon aufgespannt, und ein ganzes Kistchen voll Farbentuben.“

Walther ging umher und fuhr mit der Hand

über die Gegenstände, die der freundliche Onkel geschickt hatte, wie ein Kind, das sein Spielzeug liebkost. Aber er betrachtete nichts genauer, vor seinem Geiste stand nur Sie. Er sah sie wieder auf die Wassertreppe treten und hörte sie: „Kommst du endlich?“ rufen, und wieder und wieder sagte er zu sich selber: „Es geschehen Wunder. Das war das Glück.“

Sonst war ihm die Mutter des Abends beim Entkleiden behilflich, weil ihm das Bücken wehe that, aber heute ließ er es nicht zu. Er wollte an diesem glücklichen Tage nicht an sein Siechtum erinnert sein.

Als er zu Bette lag, wickelte sie ihn nach ihrer Gewohnheit fest in die Decken ein, stellte den Schirm vor das Nachtlicht und setzte sich neben sein Bett, aber sie redeten nicht mehr zusammen.

Nur einmal richtete er noch den Kopf in die Höhe und sagte mit triumphierendem Tone: „Weißt du, Mütterchen, ich werde doch noch ein Maler.“

Dann entschlief er. Sie saß noch lange und horchte auf seine leisen Atemzüge, bevor auch sie zur Ruhe ging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Treu war der erste, der am nächsten Morgen im Gasthof erschien, um zu fragen, wie die bei-

den Reisenden geruht hätten. Man sagte ihm, daß Sohn und Mutter noch schliefen.

Als er zwei Stunden später wiederkam, fand er Daniela auf ihrem Zimmer mit einem Strauß köstlich duftender Blumen auf dem Tisch, die sich in der Nacht völlig aufgerichtet hatten.

„Wir haben beide herrlich geschlafen, Walther und ich," antwortete sie auf sein Befragen.

„Und wie fühlt er sich jetzt?"

„Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen. Um acht Uhr war ich in seinem Zimmer, da lächelte er mich so selig an, ohne die Augen zu öffnen, daß ich ihn nicht in seinen Gedanken stören mochte."

Sie plauderten eine Zeitlang, dann wünschte der Arzt seinen Patienten zu sehen. Sie erhob sich sogleich und huschte ins Nebenzimmer. Der Arzt hörte sie leise den Namen ihres Sohnes nennen.

„Ich weiß nicht, ob er schläft oder sich verstellt," flüsterte sie dann an der halb offenen Thüre. „Er hält die Augen geschlossen und lächelt immerzu."

„Walther!" rief sie noch einmal lauter, aber keine Antwort kam.

Jetzt trat auch Doktor Treu ins Zimmer und näherte sich dem Bett.

Der goldene Morgen drang durch die geschlos-

senen Läden und verbreitete einen milden Schein, noch ohne das in Dämmerung schlummernde Zimmer der Wirklichkeit zurückzugeben.

Treu beugte sich tiefer über den Schlafenden, indem er leise bat, die Läden zu öffnen, und legte ihm die Hand aufs Herz. So stand er eine Zeitlang laut- und regungslos, während die Sonne unwiderstehlich das Gemach durchflutete und alle die im Schatten des Nichtseins begrabenen Gegenstände, die Bilder an der Wand, das Teppichmuster, die rote Rose im Glas und die seidene Börse, die daneben lag, ins Leben erweckte.

Erst als die Mutter herankam und ängstlich fragte: „Was ist ihm?" trat er schweigend zurück und ließ ihr den Platz frei.

Marmorblässe lag über dem Gesicht des Schläfers wie ein dichter weißer Schleier, den keine Hand mehr heben kann. Sie faßte nach seiner auf der Decke ruhenden Rechten und fuhr zurück, denn sie fühlte eine Hand, die schon seit Stunden erkaltet war.

Drei Tage später fuhren ihn die Freunde in einer ganz mit Blumen zugeschütteten Gondel nach jener stillen, von Möwen umflogenen Insel, nach der die letzte Reise aller Venetianer geht.

Seine Prophezeiung war erfüllt: er hatte auf venetianischem Boden die Genesung gefunden.

Als sie unter dem Sonnenhimmel seinen Sarg noch einmal öffneten, schien sein Lächeln noch strahlender geworden zu sein. Die rote Centifolie, die noch immer nicht welken wollte, hielt er in den gefalteten Händen, und unter seinen breiten Lidern lag ein ganz eigener Ausdruck von freudiger List, als wollte er sagen: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß —.“

Auch der Vater war zur Beerdigung aus Deutschland eingetroffen. Ihn hatte die Nachricht nicht unvorbereitet gefunden, nur daß er sie nicht so früh erwartete. Aber er wunderte sich, seine Frau so ruhig zu sehen. Daniela weinte nicht, sie schien nicht einmal zu trauern, es war als gönnte sie ihren Liebling der südlichen Erde, nach der er so glühend begehrt hatte.

Sobald sie Walther in sein Marmorgrab gebettet hatten, kehrten die Eltern zu ihren Pflichten in Deutschland zurück.

Der Konsul blieb wieder allein, um in der großen, stillen Wohnung am Canal grande sein altes Leben fortzusetzen. Er hat nie erfahren, wer es war, den er an jenem sonnigen Märztag auf San Michele zur ewigen Ruhe betten half. Nach Walthers Begräbnis hatte er sich zwei Tage lang

eingeschlossen. Es war eine ganz neue Erfahrung, die er gemacht hatte, denn trotz seiner fünfundfünfzig Jahre hatte er den Tod noch niemals so nahe gesehen.

Aber am dritten Abend erschien er wieder im Klub der „Unerreichbaren" und erzählte mit der ihm eigenen psychologischen Schattierungskunst die Gedanken und Empfindungen, die ihm dabei gekommen waren.



# Gedankenschuld.

Was den jungen Grafen Wildegg so früh aus den Armen seines angebeteten Weibes in das Verhängnis getrieben hatte, wußte eigentlich niemand, so viel auch über das traurige Ereignis gemutmaßt und gefabelt worden war. Er lag in dem ländlichen Kirchlein von Mittenau, in der Gruft derer von Wildegg-Mittenau, mit einer Kugel im Hirn und dem Bildnis seiner Marina auf dem Herzen, und die Welt sprach ihr Urteil über ihn, denn die Toten haben immer unrecht.

Furcht vor der Entdeckung eines kompromittierenden Geheimnisses sollte dem finstern Mann, der scheu und einsam auf seinen Gütern lebte, die selbstmörderische Waffe in die Hand gedrückt haben; andere rieten auf ein amerikanisches Duell. Der Verstorbene war ein schwieriger und unglücklicher

Charakter gewesen, der wenig Freunde besaß; diese halfen sich mit einem beliebten Schlagwort und redeten von erblicher Belastung, denn ein Oheim des Grafen war denselben Weg gegangen.

Allgemein aber wurde die schöne Gräfin Marina bedauert, die sich von der Welt zurückzog und für jeden Trost unempfänglich blieb. Zwar hatte Graf Julius in seinem letzten Willen die Hoffnung ausgesprochen, daß sein Bruder Kurt der Witwe die Hand reichen und ihr all das Leid vergüten möge, das ein Wildegg in ihr junges Leben gebracht hatte, aber die beiden Ueberlebenden schienen wenig geneigt, diesem Wunsch des Verewigten Rechnung zu tragen.

Graf Kurt war der Erstgeborene und als Kinder hatten die Brüder Wildegg sich so geglichen, daß sie oft verwechselt wurden. Später verlor sich diese Aehnlichkeit, Kurt wurde ein gutes Stück größer, auch breitschultriger und hatte markiertere Züge als Julius. Wie er dem Bruder physisch überlegen war, so hatte die Natur ihn durchweg vollkommener geschaffen; und es war, als habe sie sich selbst zu kopieren versucht, indem sie das frisch gelungene Werk mit verringerten Mitteln nachzubilden unternahm, aber nicht mehr zu stande brachte. Kurts Festigkeit kam bei Julius als

Eigensinn wieder zum Vorschein, und die rüstige Unternehmungslust des älteren Bruders war bei dem jüngern zu einem unruhigen Drang verkümmert, der ihn nervös umhertrieb und ihn hastig eine Aufgabe um die andre ergreifen und wieder wegwerfen ließ. Beide hatten wissenschaftliche Interessen, beide waren ehrgeizig, aber dem Grafen Julius fehlten die geistigen Mittel, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und der ältere Bruder ging vor ihm her wie das lebendige Ideal seiner selbst, das er doch nie erreichen konnte. Vielleicht hatte gerade in dieser unzulänglichen Aehnlichkeit Kurts duldsame, zärtliche und beschützende Liebe für seinen „Kleinen", seinen „July", wie er ihn nannte, ihren Ursprung.

Bekannt war Kurt Wildeggs Ehescheu und seine ablehnende Haltung gegen das weibliche Geschlecht. Während Julius vor dem Traualtar stand, schoß Kurt Löwen in Algier und fand sich nicht bemüßigt, wegen einer solchen Bagatelle zurückzukehren. Er tauschte mit der neuen Schwägerin ein paar Briefe und die Photographien aus und glaubte damit den verwandtschaftlichen Pflichten Genüge gethan zu haben. Eines Tages aber erschien er unerwartet auf Schloß Laun, wo das junge Paar die Herbstmonate verbrachte, und nahm sich nur gerade

Zeit, die strahlende Schönheit seiner Schwägerin und das Glück seines Bruders zu bezeugen; dann verschwand der Rastlose ebenso plötzlich wie er gekommen war. Man erfuhr erst wieder von ihm, als er, ohne die Familie vorher zu benachrichtigen, in die Dienste der ostafrikanischen Gesellschaft getreten war und sich nach Afrika begab, um seinen Posten als Chef einer kleinen Station am Kilima Ndscharo anzutreten. Dieser Entschluß wirbelte ziemlichen Staub auf, aber es lag ganz im Wildeggschen Charakter, ein Leben unter den Dschagganegern den Genüssen der Großstadt und dem Umgang mit seinesgleichen vorzuziehen. In den offiziellen Berichten, die nach Europa kamen, wurde sein Name selten, aber dann stets mit großer Auszeichnung genannt. Er selbst schrieb wenig und mied es geflissentlich, von seiner Person zu reden.

Da traf ihn zwei Jahre später, als er auf Urlaub in Sicilien weilte, um sich von den Folgen des afrikanischen Fiebers zu erholen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem jähen unfaßbaren Ende seines Julius. Er reiste Tag und Nacht, um dem Bruder die letzten Ehren zu erweisen und der verwitweten Schwägerin, die ihm mit bleichem versteinertem Gesicht entgegentrat, die Hand zu drücken. Allein sobald das Testament

eröffnet war, das ihn von dem Herzenswunsch des Verstorbenen in Kenntnis setzte, reiste er, wie von Furien gehetzt, wieder ab und kehrte auf seinen Posten am Kilima Ndscharo zurück, ohne sich von Marina zu verabschieden.

Wieder vergingen Jahre, die Trauerzeit war abgelaufen, aber der greise Vater mahnte vergeblich den Stammhalter bald laut und bald leise, daß er zurückkehre, um den Wunsch des verstorbenen Bruders zu erfüllen, damit nicht später einmal der große Wildegg-Mittenausche Besitz sich zersplittere und in fremde Hände falle. — Graf Kurt hatte, wie es schien, zwischen sich und der Civilisation endgültig das Tischtuch zerschnitten.

Auch von Marina erfuhr die Welt nichts mehr, als daß sie Sommer und Winter in der Einsamkeit von Schloß Laun lebte, beschäftigt mit der Lektüre der Bücher, die der Verstorbene geliebt hatte, umgeben von den Erinnerungen an ihn. In Begleitung Alys, ihres kleinen Windhunds, machte sie täglich denselben Gang im Park und setzte sich dort auf eine hölzerne Bank, an die sich Erinnerungen von besonderer Stärke zu knüpfen schienen. Den Rest ihrer Zeit füllte sie durch Werke der Barmherzigkeit aus, sie strickte wollene Strümpfe und Jäckchen für arme Kinder und besuchte mit ihrer

Gesellschafterin die Kranken in den zum Gut gehörigen Ortschaften. Die einen nannten sie eine Heilige, die andern eine verrückte Schwärmerin, aber keine Verdächtigung wagte sich an sie heran, so tadellos war ihre Haltung gewesen, seit der Verstorbene sie aus einem armen unbedeutenden istrischen Landedelfräulein zu einer der ersten Damen Wiens gemacht hatte.

In dieser Stadt der schönen Frauen hatte sie einen Winter lang für die schönste gegolten, und viel hatte sich damals die Oeffentlichkeit mit ihr beschäftigt, aber eben nur des merkwürdigen Umstandes halber, daß bei ihrer Jugend, Schönheit und plötzlich erlangten hohen Stellung doch so gar nichts über sie zu sagen war. Sie stand wie ein stilles lächelndes Rätsel neben dem nervösen Grafen, der beständig sprach und dessen Augenlider in einem fort zuckten. Sie schritt durch die Salons der Aristokratie wie eine Traumkönigin, von Brillanten flimmernd, aber mit Augen, die nicht zu sehen schienen. Diese Augen waren so eigentümlich, daß niemand sie vergessen konnte; sie hatten einen seltsam gegenstandslosen Blick, der nichts fixierte und wie aus einer Traumwelt herausdämmerte, und wechselten die Farbe mit der Umgebung; sie gingen vom Grauen ins Grüne oder ins Blaue,

je nach dem Anzug, den die Gräfin trug. Meist aber waren sie farblos wie ein Wasser ohne Tiefe, und niemand hatte sie je sich feuchten oder in der Erregung blitzen sehen; mit solchen Augen müßte man die Sphinxe malen. Es hatte auch nicht an Versuchen gefehlt, das lebendige Geheimnis, das sich Marina Wildegg nannte, zu ergründen, aber sie war wie der Horizont, der in die Ferne entweicht, sobald man auf ihn zugeht. War's Stolz, war's Kälte, war's am Ende nur Stumpfheit und Geistesträgheit, was sich hinter der reizenden unbeweglichen Maske verbarg? Niemand konnte es sagen.

Jetzt aber löste sich das Rätsel auf einfache und doch überraschende Weise: die schöne Frau hatte das Unwahrscheinlichste zu stande gebracht, sie hatte ihren unliebenswürdigen Gatten geliebt. Sie war untröstlich über seinen Verlust, sie wies jede neue Ehe zurück; dieses blühende Geschöpf verlangte vom Leben kein andres Glück als die Visionen des Vergangenen.

Erst als der alte Graf zu kränkeln begann, verließ sie ihr streng bewahrtes Witwenasyl und zog zu dem Schwiegervater nach Wildegg, um ihn zu pflegen und aufzuheitern.

Dort sah sie Graf Benno, ein Neffe des alten

Herrn und mutmaßlicher Haupterbe der Wildeggschen Güter, im Fall Graf Kurt kinderlos starb. Ihre geheimnisvolle Schönheit stachelte den blasierten Weltmann aus seiner gewöhnlichen ironischen Apathie auf, und das Vermögen, über das sie durch das Testament des Grafen Julius selbständig verfügte, hätte gerade ausgereicht, um die Löcher seines Portefeuilles zu stopfen bis zur Uebernahme der großen Herrschaft Wildegg-Mittenau, auf die ihm das abenteuernde Leben des Grafen Kurt eine fast sichere Anwartschaft eröffnete.

Man wußte nicht, wie es zuging, Marina machte ihm keine Hoffnungen, aber sie war verändert durch seine Gegenwart, sie lächelte häufiger als sonst und suchte ihn zuweilen mit den Blicken. Was konnte sie Anziehendes an ihm gefunden haben?

Der alte Graf war außer sich über diese Wendung, er betete seine Schwiegertochter an und hatte schon lang im stillen dem zaudernden Sohn gegrollt, der keine Miene machte, das ihm zugedachte Glück zu ergreifen. Aber erst die Gefahr, das viele Wildeggsche Geld in die Hände eines ruinierten Spielers fallen zu sehen, machte ihn lebendig, und eines schönen Tages setzte er unter geringfügigem Vorwand den Neffen Knall und Fall an die Luft. Marina ließ auch das geschehen, ohne mit der Wimper

zu zucken; dieses schöne stille Wesen war nun einmal ohne Willen geboren.

Und nun entfaltete der alte Herr eine staunenswerte Energie, und Rührigkeit, er fand auf einmal die Mittel, den widerspenstigen Sohn zu zwingen, indem er es durch seine Verbindungen beim deutschen Auswärtigen Amt erwirkte, daß Graf Kurt von seinem Posten abberufen wurde. Eine Grenzstreitigkeit, über welche der Graf unparteiischen Bericht erstatten sollte, lieferte den bequemen Vorwand. Kurt mußte gehorchen, und kam dann nach Wildegg, zaudernd und ungern.

Allein sobald er die väterliche Schwelle betreten hatte, verließ ihn aller Widerstand, und er wurde wie Wachs in der Hand seines Vaters, der die beiden Willenlosen einander zuführte.

Als die Verlobten sich zum erstenmal unter vier Augen gegenüberstanden, fehlten beiden die Worte, und die junge Frau schien einer Ohnmacht nahe. Aly hockte auf den Hinterpfoten neben ihr und verfolgte jede Bewegung Kurts mit feindlichem Mißtrauen. Kurt hielt ihre Beklommenheit für ein Zeichen der Abneigung — der Vater hatte seinen Willen durchgesetzt und ihr ein Ja abgenötigt, von dem ihr Herz nichts wußte. Durfte er ein Opfer annehmen, das sie sichtlich so schwere Kämpfe kostete?

Er stand am untern Ende des Zimmers wie ein ertappter Dieb, der sich nicht aufzublicken getraut, und stammelte unzusammenhängende Reden, auf die sie keine Antwort hatte, denn sie hielt sich bebend am Tischrand aufrecht.

„Marina, um Gottes willen,“ sagte er leise, indem er einen Schritt näher trat. — „Ich bin nicht schuldig, wenn ein Druck auf dich hier ausgeübt wurde. Sprich ein Wort und ich reise noch heute ab.“ —

Da hörte er sie halblaut seinen Namen nennen — er konnte sich nachher diesen Augenblick nie wieder so recht vergegenwärtigen, denn er war wie von einem grellen Blitz geblendet, aber gleich darauf hielt er unter dem wütenden Gebell Alys ihre schlanke Gestalt in den Armen und fühlte, daß der Rausch, den er sich an ihren Lippen trank, nur mit dem Leben enden konnte.

Er wußte nicht, wie ihm geschehen war; er lag vor ihr auf den Knieen, sein abgemagertes, von der afrikanischen Sonne gebräuntes Angesicht auf ihrem Schoß, daß sie die vorzeitig weißen Streifen in seinem Haar sehen konnte, und schüttete sein langgehütetes Geheimnis vor ihr aus.

Er hatte sie ja geliebt, seitdem ihn zum erstenmal unter einem weißen Zeltdach bei den Pyrami-

den ihr Bildnis angelächelt hatte wie eine Sphinx. Er war nur darum der Vermählung seines Bruders ferngeblieben, weil er fühlte, daß eine persönliche Begegnung ihm verhängnisvoll werden mußte. Dann hatte es ihm doch keine Ruhe gelassen, er mußte kommen und sich die Herzenswunde holen, die auch in der Glut des Aequators nicht heilen wollte.

Als sein Bruder starb, war er sich wie der Mörder erschienen, denn er hatte mit allen seinen Sinnen nach dessen Eigentum gestrebt, und in den entsetzten Augen der Witwe glaubte er damals etwas wie eine stille Anklage zu lesen. Dann war er aufs neue geflohen bis ans Ende der Welt, aber immer hatte es ihn umstrickt wie mit feinen weißen, unzerreißbaren Seidenfäden, und endlich blieb ihm keine Wahl, er mußte wiederkehren und sein Geschick in ihre Hände legen.

„Wie oft ich eine solche Stunde geträumt habe — auf dem Ocean, in den Urwäldern, mitten im Schlachtlärm und in meinen einsamen Fiebernächten — ich sah nur dich — und du wußtest es nicht."

„Doch, doch, du Thörichter — ich wußte es," antwortete sie, halberstickt von seinen Küssen.

„Du wußtest es? Seit wann?"

Da drückte sie, lächelnd nach Art der Südlän-

der, die Augen ein und sagte: „Von unsrer ersten Begegnung an."

Es durchfuhr ihn wie ein Stich, er ließ den Kopf sinken.

„Du hast recht," sagte er traurig, „so wenig wußte ich mich zu beherrschen. Am ersten Tag und in der ersten Stunde mußte ich das Weib meines Bruders begehren und konnte es nicht einmal vor ihr verbergen."

Die junge Frau lächelte mit ihrem eigentümlichen und geheimnisvollen Lächeln und antwortete: „Du hast dich gut beherrscht. Niemand hat bei deiner Flucht etwas andres gedacht, als daß die Civilisation dich Abenteurer langweile. Auch ich dachte so, aber — ich fühlte es anders."

„Du fühltest — was?"

„Nun," sagte sie, immer mit demselben Lächeln, „das Band zwischen uns — die weißen Seidenfäden, wie du vorhin sagtest, die umstrickten auch mich."

Dieser Punkt blieb ihm dunkel und rätselhaft. Sie hatte diese Jahre her in seiner Erinnerung gelebt, wie er sie zuletzt gesehen hatte, als sie halb versteinert vor Schmerz und thränenlos mit ihren kalten weißen Händen einen Strauß überschwenglich duftender Tuberosen über dem Sarg seines

Bruders zerblätterte, und er hatte damals gedacht: „es ist ihre eigene berauschende Jugend, die sie ihm nachschickt ins Grab.“ — Und nun sollte sie in all dieser Zeit seine Empfindung, die ihm selbst ein Frevel schien, geteilt haben? — Aber das erste Befremden wurde schnell verschlungen von der Wonne erwiderter Leidenschaft.

In den wenigen Wochen, die ihrer Verbindung vorangingen, sahen die Verlobten sich selten, denn Gräfin Marina war korrekt wie immer auf ihren Witwensitz zurückgekehrt, und der Graf betrieb mit Feuereifer zu Hause die Anstalten zur Vermählung. Aber täglich flogen glühende Briefe hin und her, und wenn Kurt die Sehnsucht nicht mehr bezwingen konnte, warf er sich in den Schnellzug und fuhr Tag und Nacht, um ein paar köstliche Stunden bei der Geliebten zu verbringen.

Er staunte selbst, wie man so wahnsinnig verliebt und so über alles menschliche Maß hinaus glücklich sein könne. Aus der starren Puppenhülle war nun ein Weib ausgeschlüpft, in dessen Adern das lang verleugnete südliche Blut glühte und bebte, aber wie ganz er sie auch sein eigen nannte, es blieb noch immer ein Schleier zurück, ein letzter geheimnisvoller Rest, den er nicht auflösen konnte und der ihm stille, selige Unruhe schuf.

„Warum hast du mich nicht gerufen, wenn du es wußtest?" fragte er zuweilen.

„Ich wußte, daß du von selber kommen würdest."

„Wenn ich aber am Kilima Ndscharo gefallen wäre?" fragte er hartnäckig weiter.

„Du konntest nicht fallen, ehe du mein wurdest."

Und neue brennende Küsse, in denen seine Fragen untergingen.

Am zehnten September fand die Hochzeit auf Wildegg statt, damit der alte Graf in Person seine Kinder segnen konnte. Der Greis, dessen Auflösung nicht mehr ferne war, gewann durch die Freude neue Lebenskraft, er verließ seinen Lehnstuhl, um alles selber anzuordnen, und versicherte seinen Gästen, am Tag, der Kurt mit Marina verbinde, sei ihm auch sein Julius wiedergeschenkt.

Nach Beendigung der Ceremonie begaben sich die Neuvermählten in das benachbarte Mittenau, um auf der Marmorplatte, welche die sterblichen Reste des Grafen Julius deckte, einen Kranz niederzulegen mit der Inschrift:

„Marina und Kurt ihrem Julius."

Sie hatten diesen Gang mehr dem greisen Vater zuliebe, als aus eigenem Herzenstrieb unternommen, denn für ihre Seligkeit gab es kein Ges-

tern, alles Vergangene war versunken und ertrunken in einem Meer von Glück.

Als sie aus dem sonnigen Friedhofgärtchen mit seinem bäuerlichen Blumenflor in die kellerkalte Kirche traten, zog sich dem jungen Ehemann das Herz peinlich zusammen, und er wagte nicht, Marina ins Gesicht zu blicken. Durch die gemalten Scheiben fiel ein bunter Schein über die abgewetzten fettig glänzenden Kirchenstühle und erwärmte auch ein Stück weit den kalten Boden, aber vor der Platte, unter der Julius seinen bleiernen Schlaf schlief, machte er Halt und ließ sie in um so kälteren Schatten. Auch Kurt konnte in seinem Herzen keinen warmen Gruß für den finden, durch dessen Unglück er so reich geworden war. Er mußte sich vorstellen, wie es wäre, wenn er selbst da unten läge und ein andrer träte am Arm Marinas vor seine Gruft; da fühlte er, daß er diesen andern hassen würde und daß kein Friede sein könnte zwischen ihm und dem Erben seines Glücks.

„Er war doch der Bessere von uns beiden," sagte er so leise, als ob seine Stimme den Schläfer erwecken könnte.

Marina antwortete nicht und sah an ihm vorüber; auf ihrem Gesicht lag wieder die ausdruckslose weiße Maske, nur in den Mundwinkeln bil-

dete sich ein seltsam geheimnisvoller Zug, den Kurt schon kannte, etwas Grausames, wie das Lächeln der Sphinx, die den Unglücklichen zerreißt, wenn er ihr Rätsel nicht lösen kann.

„Wir wollen ihn bitten, uns nicht zu zürnen über unser Glück,“ fügte er beklemmt hinzu, aber Marina rührte wie von einem plötzlichen Schauer ergriffen an seinen Arm, und beim Druck ihrer Finger vergaß er alles bis auf die selige Gewißheit, daß diese geliebte Hand jetzt auf immer sein war und im Begriff, ihm ein Glück zu schenken, vor dessen Uebermaß ihm schwindelte.

Noch unter dem Friedhofpförtchen, von dem ein vernachlässigter Pfeifenstrauch seine schweren großblätterigen Ranken wirr und zerrauft herunterhängen ließ, zog er sie an seine Brust, und, von dem Gebüsche gedeckt, tauschten sie jauchzende weltvergessene Küsse, als ob sie sich für eine lange Trennung zu entschädigen hätten. Dann trug der Schnellzug sie nach Süden.

In Abbazia wollten sie die ersten Wochen verbringen; die Dienerschaft war schon tags zuvor mit allen Koffern und dem Hunde vorausgereist, nur Therese, Marinas Kammerfrau, fuhr mit den Neuvermählten und bewachte in einem Nebencoupé das

Handgepäck. Auf einer kleinen Station waren schon telegraphisch Zimmer für die Nacht bestellt.

Aber in Innsbruck erfuhren sie, daß die Pontebbalinie infolge eines Wolkenbruchs an mehreren Stellen unterbrochen sei. Man entschloß sich, weil der Umweg Trient—Verona zu weit war, in dem nahen Bozen die Wiederherstellung der Bahnstrecke abzuwarten, aber beim Aussteigen auf dem menschenüberfüllten Bahnhof änderte Kurt seine Gedanken. Sollten sie so geschmacklos sein, in einer Allerweltsherberge vor gaffenden Kellnern und Handlungsreisenden ihr Glück zu profanieren? Schon die Augen der Kammerfrau waren ihm zu viel, er konnte ohnehin die Erinnerung nicht loswerden, daß diese Augen einst auch das Glück seines Bruders gesehen hatten, und mit Bitten und Schmeicheln brachte er es dahin, daß Marina einwilligte, das Mädchen, an dessen geschickte Hände sie gewöhnt war, vorauszusenden und ganz allein mit ihm ein weltverborgenes Liebesasyl aufzusuchen.

Therese wurde also beordert, die Reise allein fortzusetzen, und ein Wagen entführte die Vermählten über Gries nach der Mendelstraße.

Oberhalb Eppan, auf dem Weg zur Mendel, hatte Graf Kurt vor mehreren Jahren mit Julius,

der damals noch unverheiratet war, in einem zur Fremdenherberge umgeschaffenen alten Edelsitz ein paar köstliche Tage verbracht. Das „Jörgenhaus“ mit seinem massiven Gemäuer und seinen Rebspalieren inmitten einer zauberhaften Wildnis von Felsentrümmern und Burgruinen, die treffliche Küche und Bedienung, die jung verheirateten tüchtigen Wirtsleute, denen das Wohlergehen aus den Gesichtern glänzte und die keine Mühe scheuten, ihren Gästen zu gefallen, die wunderbaren Sternennächte, die er vom Balkon seines Zimmers aus genossen hatte, und die geheimnisvolle mittägliche Bergeinsamkeit — das alles stand in unverwischten Farben in seiner Erinnerung, und da der Kutscher ihm versicherte, daß das „Jörgenhaus“ noch immer in den gleichen Händen sei, so beschloß er, sein junges Glück aus den Augen der Gaffer dort hinaufzuführen.

Die Sonne war schon hinunter und die phantastische Gruppe des „Rosengartens“ begann sich soeben in ihr märchenhaftes Rosengewand zu kleiden, als das Fuhrwerk über die Talferbrücke rollte, aber das Geflimmer ihrer Schneediamanten war für die beiden Liebenden ebenso verloren, wie das Brausen der Talfer unter dem Brückenjoch und die sanften Linien der Rebgärten, in die sie nieder-

tauchten, denn sie sahen nur eins das andre. Die ganze Strecke von Bozen nach Gries war ein einziger von dem diskreten Kutscher nicht wahrgenommener Kuß, den höchstens zuweilen ein vorüberrollendes Fuhrwerk unterbrach, und von dort nach Ueberetsch wurde es nicht anders.

Gelegentlich fühlte Marina die Verpflichtung, sich ein wenig in der Gegend umzusehen und zu fragen: „Wie heißt der Bach, der da unten tost?" oder: „Was ist das für eine Bergspitze da drüben?"

Dann warf Kurt einen flüchtigen Blick hinaus, der alsbald wieder in Marinas Gesicht zurückkehrte und antwortete: „Sie ist — sie heißt — sie heißt Marina!"

Und die junge Frau seufzte in lächelnder Resignation: „Das hat man davon, wenn man einen Gelehrten heiratet!"

Als die Stelle zunahm, verließen sie den Wagen und schlugen in der abendlichen Schwüle einen Fußpfad ein, den Kurt zu kennen glaubte.

„Nun wollen wir plaudern wie zwei vernünftige Menschen," sagte Marina, seinen Arm nehmend, und Kurt stimmte zu; aber der Vorsatz kam nicht zur Ausführung, denn die kleinen unwissenden Liebesgötter umflatterten das Paar auf Schritt

und Tritt und verscheuchten mit ihren Flügeln jedes gesetzte Wort.

„Was hättest du gethan, wenn ich am afrikanischen Fieber gestorben wäre?“ fragte er zum hundertstenmal.

Sie antwortete ernsthaft und gleichfalls zum hundertstenmal: „Du konntest nicht sterben, solang ich dich liebte.“

„Wahr — o wahr, du mein Schutzgeist!“ rief er außer sich, als habe er diese Antwort noch nie gehört. — „Ich fühlte es ja, wie du mich hieltst, als ich schon ins offene Grab hinuntertaumeln wollte.“

„Auch aus dem Grab hätte ich dich herausgezwungen.“

„Ich wäre gekommen.“

Bald hatten sie sich vom Wege verirrt und mußten wieder umkehren, die farbigen Markierungsstriche an Bäumen und Gestein wieder zu suchen. Die Dunkelheit war nicht mehr fern, sie nahmen sich abermals vor, vernünftig zu sein und nur noch auf den Weg zu achten; aber schon nach fünfzig Schritten mußte diese Enthaltsamkeit durch neue Zärtlichkeiten vergütet werden. So kamen sie nur langsam vorwärts, Marina, getäuscht vom Hall der eigenen Tritte, sah sich mehrmals um, ob nicht jemand hinter ihnen gehe, bis Kurt stehen blieb und

den unsichtbaren Wanderer ansprach. Aus der Ferne, in unbestimmbarer Richtung, kam ein krächzender Ton als Antwort, vielleicht der Schrei eines Vogels oder auch das Aechzen eines gesperrten Rades drüben auf der Fahrstraße. Marina flüchtete sich in die Arme ihres Geliebten, der sie aufhob und trotz ihres Sträubens eine Strecke weit trug, während die Glocken von Sankt Michael sie mit ihrem Geläute begleiteten. Als er die Zappelnde wieder niederstellte, verlangte er einen Kuß als Trägerlohn, den sie abschlug, weil sie in der Entfernung eine menschliche Gestalt zu erkennen glaubte. Welch ein Jubel, als es nur ein Baumstamm war und die beiden sich ungestört in der vom letzten Tageslicht erhellten Bergeinsamkeit wieder ans Herz fliegen konnten!

So kamen die beiden seligen Menschen, vorwärtsgetrieben durch die Ungeduld und aufgehalten durch die Zärtlichkeit, lachend, küssend und beinahe taumelnd vor Leidenschaft mit sinkender Dunkelheit in ihrem Nachtquartier an.

Das abseits gelegene, unter Obstbäumen und Weingärten versteckte „Jörgenhaus" — so genannt von einem in Stein gehauenen Sankt Georg, der auf der Fassade prangte — war mäßig erhellt, ein Zeichen, daß es wenig Gäste beherbergte. Die Frau,

eine Welschtirolerin, begrüßte die Ankömmlinge unter der Thür und führte sie über leere Treppen und düstere Gänge nach einem großen Balkonzimmer, wo ihr Handgepäck lag.

Während sie die Kerzen ansteckte, öffnete der Graf schnell die Fenster, denn ein muffiger Geruch kam ihm entgegen und bewies, daß der Raum seit lange nicht benutzt war. Enttäuscht sah er sich im Zimmer um, es war dasselbe, das er vor Zeiten bewohnt hatte, und doch nicht dasselbe; diese zerfetzten Tapeten und abgenutzten Stühle paßten nicht zu seinem Erinnerungsbild, und erst jetzt machte er sich den trübseligen Eindruck klar, der ihn schon unter der Hausthüre empfangen hatte: der Eingang war ihm enger, die Treppen steiler, das ganze Haus öder und melancholischer erschienen, wie es immer der Fall ist, wenn man einen liebgewordenen Raum nach Jahren wieder aufsucht, aber in dem Fieber der Erwartung, das ihn durchglühte, hatte er nur halb darauf geachtet. Er wollte auch jetzt nichts wissen von den Zeichen des Zerfalls, die ihn aus allen Ecken anblickten, und mit dem Egoismus der Glücklichen vermied er es instinktiv, die Wirtin, die mit verhärmtem Gesichte vor ihm stand und seine Befehle erwartete, nach ihren Schicksalen zu fragen. Er entließ den Kutscher und half dann

Marina, die unterdessen vor dem kleinen Spiegel mit ihrer Toilette fertig geworden war, die tiefblauen Bergenzianen, die sie unterwegs gepflückt hatte, in ein Glas ordnen.

Da klopfte es, ein Stubenmädchen erschien mit einem in Seidenpapier verhüllten Gegenstand und sagte: „Diese Blumen sind für die gnädigen Herrschaften abgegeben worden."

Ueberrascht zog die Gräfin einen Strauß herrlicher gelber Nelken, zartgefärbt wie Theerosen und wunderbar duftend, aus dem Papier. Das Mädchen war schon wieder gegangen, und das junge Paar blickte sich befremdet an. Wer konnte schon in der ersten Stunde ihr Liebesasyl entdeckt haben, von dem sie selbst am Morgen noch nichts wußten? Irgend ein Ungebetener, ein Kurgast oder verspäteter Tourist, der sie unterwegs erkannt hatte und nun mit seiner Gesellschaft belästigen wollte. Die Gräfin errötete bis über die Stirn bei dem Gedanken, daß ihr weltvergessenes Tête-a-tête einen Zeugen gehabt, und der Graf konnte sich sogar einer Regung von Eifersucht nicht entschlagen, bis ihm zu seinem Troste einfiel, der Blumengruß werde nichts andres sein, als eine Aufmerksamkeit der Wirtsleute.

Marina lächelte leise, sie wußte wohl, daß man

gelbe Nelken nicht in Küchengärten zieht, aber sie wollte seinem Unmut keine Nahrung geben, sondern löste schweigend die zarten Stengel aus der Umschnürung, um sie zu den Enzianen ins Wasser zu stellen; da geriet ihr ein zusammengerolltes Kärtchen unter die Finger, das zwischen den Nelken eingeklemmt stak. Sie betrachtete es beim Schein der Kerze und taumelte schreiend nach der Wand, den Boden um sich her mit Blumen besäend.

Kurt hob eine Visitenkarte auf, die Namen und Titel seines Bruders trug und darüber an Stelle der Krone ein dickes schwarzes Kreuz. Darunter aber stand mit Tinte geschrieben:

„Gruß und Glückwunsch von Julius."

Die ungleichen, etwas zittrigen Schriftzüge waren ganz charakteristisch für die Hand des Verstorbenen, die der Schreiber genau gekannt haben mußte. Kurt glaubte auf den ersten Blick an einen gelungenen und böswilligen Scherz, dessen Urheber seiner Züchtigung nicht entgehen sollte.

Da die Klingel versagte, wollte er selbst hinuntereilen, Auskunft verlangen, aber Marina hing sich leichenblaß an seinen Arm und bat flehentlich, sie nicht allein zu lassen.

„So komm mit," sagte er und zog die wankende Frau in seinem Ungestüm nach, aber auf der

Treppe brachen ihr die Kniee ein, und sie zitterte so, daß sie sich am Geländer halten mußte. Kurt sah erst jetzt, daß es Schreck war, was ihr die Glieder lähmte, denn er selbst empfand nichts als Zorn.

„Liebste, wie kann man so abergläubisch sein!“ sagte er verweisend und trug sie ins Zimmer zurück. Dort legte er sie in einen tiefen Lehnstuhl, wollte ihr Wasser einflößen, das sie abwies, und griff dann wieder nach der Unglückskarte, um sie genauer zu besichtigen. Die Aehnlichkeit der Handschrift war überwältigend — da waren die weit auseinandergezogenen Buchstaben, das Absetzen mitten im Wort, da waren vor allem die ungewöhnlichen U-zeichen, auf die Marina mit zitterndem Finger hinwies, U-zeichen, wie sie auf der Welt niemand machte als Julius.

Auf sein Rufen erschien endlich das Stubenmädchen, das keine Auskunft zu geben vermochte. Die Blumen waren ihr drunten von dem Hauswirt eingehändigt worden, und sie wußte nur, daß ein fremder Herr sie kurz vor Ankunft der Herrschaften gebracht hatte.

Der Graf verlangte nun den Wirt zu sprechen, aber dieser hatte sich nach Eppan zu entfernt und mußte erst gesucht werden. Unterdessen ging die junge Frau mit starren vortretenden Augen im

Zimmer auf und ab, ihr Taschentuch zwischen den Händen windend und es mit den Zähnen zerreißend.

Als der Wirt, ein Pächter aus Ueberetsch, der nur im Sommer hier oben hauste, endlich erschien, wollte sie nicht dulden, daß Kurt ihn allein spreche; wenigstens mußte die Thür ins Nebenzimmer, wohin der Graf ihn gerufen hatte, offen bleiben. Dieser hatte die Nelken in ein Glas gesammelt und fragte den Mann, der einen Stall- und Weindunst um sich verbreitete, mit möglichstem Gleichmut, von wem der schöne Strauß käme.

Aber er hatte selber Mühe, seine Fassung zu bewahren, als er die überwältigende Antwort erhielt, daß Graf Julius in Person dagewesen sei, um die Blumen zu überbringen. Er warf flehende Blicke auf Marina, die sich wie von einem Krampf erfaßt an den Thürpfosten klammerte, und fragte: „Haben Sie ihn selbst gesprochen?"

Der Wirt bejahte dies, und auf die Frage, ob er gewiß sei, sich nicht zu täuschen, antwortete er harmlos, er müsse doch den Grafen Julius noch kennen, es sei ja nicht gar lange her, daß er die Ehre gehabt habe, die beiden gräflichen Herrschaften hier oben zu bedienen.

Dann wollte Kurt die Stunde der Begegnung wissen.

„Es war kurz vor dem Gebetläuten, Herr Graf," erzählte der Wirt, „ich stand vor der Thüre, da kam ein Herr im langen Ueberzieher mit aufgeschlagenem Kragen und fragte, ob der Herr Graf Wildegg mit Gemahlin angekommen sei. Ich erkannte ihn nicht gleich und antwortete: nein, aber es seien Gepäckstücke gebracht worden und es könne wohl sein, daß sie den gräflichen Herrschaften gehörten. Darauf sagte er: „Schon gut" und übergab mir die Blumen; da dachte ich erst, daß er es sei, wegen dem „Schon gut", denn so pflegte der Herr Graf zu sagen, wenn er nicht mit Reden belästigt sein wollte. Ich war im Zweifel, ob ich ihn anreden dürfe, aber er winkte mit der Hand und ging davon, ehe ich noch ein Wort sprechen konnte. Ich zeigte ihn noch meiner Frau, ehe er beim Holzkreuz drüben um die Ecke verschwand; aber da fingen die Glocken zu läuten an, und wir gingen ins Haus, mit dem Gesinde den Rosenkranz beten."

Dem Grafen liefen während dieser Erzählung kalte Schauer über den Leib, aber seine wankende Vernunft hielt sich sofort an zwei Möglichkeiten fest: entweder der Wirt war mit im Komplott und log, oder er hatte sich bei der frühen Dunkelheit durch eine Maskerade täuschen lassen. Wie die Intrigue, die eine lang vorbereitete sein mußte, bei dem ver-

änderten Reiseziel ins Werk gesetzt werden konnte, welchen Zweck sie hatte, das alles war ihm freilich ganz unverständlich; aber sollte er nicht eher glauben, daß die Grenze des Menschenmöglichen sich bis zur Unfaßbarkeit erweitern ließ, als daß die Gräber sich aufthaten und die Natur selbst aus ihren Fugen ging? War die unbegreiflichste, unerhörteste Verschwörung nicht immer noch wahrscheinlicher als der Besuch eines Toten?

Wäre er mit dem Wirt allein gewesen, so hätte er wohl gehofft, diesem den Schlüssel des Rätsels, falls er ihn besaß, zu entreißen; aber Marina sah ihn aus dem Nebenzimmer mit Augen an, als wäre sie von Sinnen, und er eilte daher, mit dem Verhör zu Ende zu kommen. Nur eines noch mußte er für jetzt wissen: „Wohin ging der Herr, den Sie für meinen Bruder hielten, von hier aus?“

„Den Feldweg bei den Weingärten hinüber nach der Kapelle,“ war die Antwort. — „Die Herrschaften müßten ihm fast begegnet sein, wenn sie zu Fuß gekommen sind.“

„Er ist hier,“ schrie Marina plötzlich und sprang über die Schwelle, denn ein Luftstrom, der durch die halbgeöffnete Balkonthüre hereindrang, hatte sie berührt.

Der Graf entließ schnell den Wirt und dachte

nur noch daran, Marina zu beruhigen, aber Vernunftgründe vermochten nichts über ihre aufgeregten Nerven.

Da wollte er sie zärtlich wie ein krankes Kind in die Arme nehmen.

Aber nun wurde ihre Angst fürchterlich.

„Um Gottes willen rühr mich nicht an,“ schrie sie, „er ist hier, hier bei uns im Zimmer, ich hab' seinen Atem gespürt.“

Ratlos, in tiefster Bestürzung stand Kurt ihr gegenüber, er durfte weder sich ihr nähern, noch von der Stelle gehen, denn sie verfolgte jede seiner Bewegungen mit Blicken des Schreckens, und der Gedanke, allein zu bleiben, machte sie wahnsinnig.

Die Wirtin klopfte, um zu Tisch zu bitten; man schickte sie weg, denn an Essen war nicht zu denken. Marina hatte nur einen Gedanken: Fort, fort von hier!

Der Kutscher, der sie hergebracht hatte, war schon abgefahren, man sandte in den Ort nach Pferden, aber als endlich ein angespannter Wagen vor der Thüre stand, weigerte sich die Gräfin einzusteigen. Sie getraute sich nicht den Fuß über die Schwelle zu setzen, denn draußen in der Dunkelheit auf der Landstraße glaubte sie, warte *er*, der Ueberbringer der Blumen, um sich zu ihnen in den

Wagen zu setzen. Sie redete wie eine Irrsinnige, und ihre Angst wurde so groß, daß Kurt selbst sich kaum des Grauens erwehren konnte.

Man mußte also bleiben, und da Marinas Augen immer unruhig von einer Ecke in die andre irrten, bestellte der Graf noch mehr Lichter.

Die größere Helligkeit wirkte erleichternd auf das gequälte Weib. Das Zimmer schien ihr jetzt eine sichere Zufluchtsstätte, in der sie sich wenigstens für den Augenblick geborgen fühlte, und der Krampf der Angst löste sich in Thränen.

„O Kurt," schluchzte sie plötzlich und warf sich mit ausgestreckten Armen vor ihm nieder, wobei ihr Haupt den Boden berührte und die goldbraune Last ihrer Haare vornüber sank, „er wird es nie, nie gestatten, daß wir glücklich sind."

Er durfte sie doch endlich aufheben, nach dem Sessel zurückzuführen und ihre Hand in der seinigen halten.

„Warum glaubst du denn, daß er so mißgünstig sei?" sagte er schmeichelnd wie zu einem Kind. — „Weshalb sollte er denn unser Glück nicht dulden? Er hat ja selber unsre Verbindung gewollt."

„O nein — nein", stöhnte die junge Frau und wand sich wie unter den heftigsten inneren Qualen. „Er schrieb diese Worte ohne seinen Willen."

Kurt schüttelte den Kopf, er war schon so viel Unbegreiflichem an seiner Marina begegnet, daß er das Forschen und Fragen längst aufgegeben hatte. — Im Haus war es allmählich still und dunkel geworden, das tiefe Schweigen der Bergnacht spann die ganze Gegend ein; kaum daß da und dort ein Hund anschlug, wobei die Kranke jedesmal zusammenfuhr. In der ganzen Umgegend erloschen die Lichter, nur aus den Fenstern des hochzeitlichen Gemachs strömte eine Lichtflut, die späte Wanderer in Verwunderung setzte. Die Müdigkeit von dem langen ungewohnten Marsch machte sich endlich geltend, Marina schlummerte im Lehnstuhl, Kurts Hand wie die eines Bruders in der ihrigen haltend, aber mit Gesicht und Körper von ihm abgewendet. Sie zuckte im Schlaf, sobald er sich bewegte, also saß er wie ein Gefesselter in der unbequemsten Stellung, während in seiner herabgebogenen Hand der Blutumlauf stockte und tausend kleine Nadelstiche seinen Arm belästigten; doch er freute sich des Opfers, das er ihrer Ruhe bringen durfte. Langsam spann die Nacht sich hin, ihre Fäden schossen durch das Zimmer wie die Fäden in einer Spinnerei und umstrickten alles, die Lichter, das schlafende Weib und den einsamen Wächter; sie wurden zu Stunden, die langsam eine um die andre

wie abgewundene Gespinste hinunterfielen, mit einem dumpfen Schlag, den Kurt zu vernehmen glaubte. Zuweilen erhob er sich, um eine neue Kerze aufzustecken an Stelle der alten abgebrannten, dann saß er wieder sinnend und regungslos und lauschte auf die Atemzüge der Geliebten, bis der Tag heraufdämmerte.

Ein paar Wochen waren nach jenem unglücklichen Hochzeitsabend verflossen. Marinas Gesundheit hatte den Stoß ohne sichtbaren Schaden überwunden, aber in ihrem Gemüt war ein kranker Punkt geblieben, gegen den Kurt mit der ganzen Ueberzeugungskraft seiner Liebe nichts vermochte. Sie wich seinen Zärtlichkeiten aus und schien von der fixen Idee beherrscht, daß sie durch jenen Besuch am Hochzeitstag den Toten aus seinem Vergessenheitsschlummer aufgestört, daß sie ihn durch den Anblick ihres Glücks beleidigt hätten und daß er ihnen niemals, niemals gestatten würde, einander anzugehören.

Wohl hatte Kurt ihr zu beweisen gesucht, daß jenes Kärtchen von einer fremden verstellten Hand geschrieben sei, die auf den ersten Blick täuschen könne, sich aber bei näherem Hinsehen gleich selbst verrate. Er hatte gut reden, Marina gab ihm in allem recht, ihr Verstand unterwarf sich sei-

nen Gründen, aber ihr Gemüt blieb verstört, und eine seltsame, dem Mann ganz unbegreifliche Gespensterfurcht war nicht zu bannen.

„Laß uns warten, Liebster,“ bat sie, sobald er in seinen Verkehr mit ihr nur einen Ton jener Leidenschaft mischen wollte, die sonst ihr Entzücken gewesen war, und ihre Augen irrten durch das Zimmer, als ob immer ein dritter, unsichtbar, hinter ihnen stünde.

Auf was sie warten sollten, sprach sie nicht aus, aber Kurt las es ihr aus der Seele. Am letzten September jährte sich zum viertenmal Julius' Todestag, daher hatte Marina zuerst gewünscht, die Hochzeit bis in den nächsten Monat zu verschieben, und hatte nur ungern Kurts Ungeduld und dem Drängen des Schwiegervaters, der diesen Ehebund noch vollzogen sehen wollte, nachgegeben. Jetzt vermehrte sich die Beängstigung, je näher der verhängnisvolle Termin heranrückte, und auch Kurt sah, ohne es sich einzugestehen, dem Tag mit einer gewissen Unruhe entgegen, denn noch immer war der geheimnisvolle Verfolger nicht entlarvt.

Von Eppan war man am Morgen nach jener Schreckensnacht zu hastig abgereist, und als sich später eine Vertrauensperson des Grafen dorthin begab, war das Jörgenhaus geschlossen und die

Pächtersleute fortgezogen, niemand wußte wohin. Das einzige, was man von ihnen erfuhr, war, daß sie häusliches Unglück gehabt und tief in Schulden geraten seien, der Wirt sollte seit dem Rückgang des Hauses das Trinken angefangen haben, und man nahm an, daß er allerlei Gründe habe, die Gegend zu meiden. Mit diesem Manne verlor der Graf den einzigen sichern Anhaltspunkt seiner Nachforschungen, denn alle andern Versuche, das Rätsel zu ergründen, erschienen von vornherein als hinfällig. In Eppan, wo man vorsichtig Umfrage hielt, waren bei dem beständigen Touristendurchzug viele Fremde gesehen worden, die mit dem geheimnisvollen Blumenspender identisch sein konnten, und aus dem Kutscher, welcher die Neuvermählten geführt hatte, war nichts herauszupressen, als ein stereotypes „Ich weiß nicht".

Wer war der unbekannte Feind und woher hatte er das Reiseziel des jungen Paares erfahren, von dem dieses selbst am Morgen noch nichts wußte?

Vor dieser Frage stand man immer aufs neue wie vor einer Mauer.

Er mußte mit im Zug gesessen und sich später an ihre Fersen geheftet haben, aber wie ging es dann zu, daß Kurts Augen, die scharf waren wie

die eines Raubvogels, ihn nicht entdeckt hatten? Waren ihm denn die Sinne so ganz benebelt gewesen, daß ein Spion ihm unter der Tarnkappe nachschleichen konnte?

Sein erster Verdacht war auf jenen Vetter Benno gefallen, dessen Werbung um Marinas Hand dem Grafen kein Geheimnis war. Dieser war der einzige, der ein Interesse daran haben konnte, sein Eheglück zu stören, und Kurt hatte deshalb sogleich den Telegraphen in Bewegung gesetzt, um Bennos Aufenthalt zu erkunden, aber sein Alibi wurde glaubhaft festgestellt.

Wo man auch den Nagel einer Vermutung einschlagen wollte, man stieß auf eine harte undurchdringliche Steinwand.

Der gefürchtete Tag kam endlich heran und ging vorüber wie ein anderer, ohne daß der Tote sich bemüßigt fühlte, den Frieden der Lebenden weiter zu stören. Kurt ertappte sich selbst auf einem Seufzer der Erleichterung, als der Tag zu Ende war; Marina dagegen lebte nur langsam wieder auf wie ein Begnadigter, der noch nicht an Leben und Freiheit zu glauben wagt. Sie ging umher wie aus einem Alptraum erwacht und schien sich zu wundern, daß die Welt noch so schön sei.

Und sie war wahrlich schön, die Welt, die ihr

jetzt wieder gehörte. Der Oktober schmückte sich in Abbazia mit Rosen und ging umher duftend und lenzatmend, als wäre er der Mai. Das Meer wallte leicht bewegt unter einem silbernen Duft und lockte im Mondschein zu stillen Nachenfahrten in glückseliger Zweieinsamkeit.

Als Kurt eines Morgens mit einer Handvoll im Garten gepflückter Veilchen in Marinas Zimmer trat und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, daß wir heute schon einen Monat alte Eheleute sind —"

Da legte sie ihm zum erstenmal seit ihrer Verheiratung die Arme um den Hals und sagte: „Der ganze Monat war ein böser Traum, den wir vergessen wollen."

Die Post hatte, wie alle Tage, einen Stoß Briefe für Kurt gebracht. Marina vergnügte sich damit, sie, an seiner Schulter lehnend, einen um den andern zu erbrechen, nicht aus Neugier, sondern um ihre Herrschaft über ihn zu bethätigen, denn sie wollte nicht wissen, was darin stand.

Für sie war nichts eingetroffen als ein Buch unter Kreuzband, ein französischer Roman, wie es schien, mit unbekanntem Autornamen. Während Kurt seine Briefe las, schlitzte sie nachlässig mit einer Haarnadel ein paar Seiten auf. Da fiel

eine Visitenkarte heraus, die zwischen den Blättern gesteckt hatte.

Sie enthielt ein schwarzes Kreuz und die Worte: „Gruß und Glückwunsch von Julius."

Wie ein Schiffbrüchiger, der schon das bergende Land erreicht hat und noch von einer nachstürzenden Welle ins Wassergrab zurückgerissen wird, so taumelte Marina aus ihrem neugefundenen Glück wieder in die dunklen Qualen hinunter, von denen sie sich kaum befreit hatte. Ihre erste Bewegung war, die Arme nach Kurt auszustrecken, wie um sich an ihm festzuklammern, mit der zweiten stieß sie ihn scheu zurück, als ob er ihr auf ewig verloren sei. Kurt selbst war in heftiger Aufregung.

„Sind wir denn von einer heiligen Feme verfolgt?" rief er, als die Karte zum Vorschein kam. Dann aber las er sorgfältig die Fetzen des Kreuzbandes zusammen und untersuchte sie genau, bis er den Abgangsstempel des Postorts Mittenau gefunden hatte. Jetzt glaubte er den Faden der Verschwörung zu halten, aber er verheimlichte den Fund vor Marina, um nicht ihre phantastischen Schrecken zu vermehren, und sagte nur im Laufe des Tages: „Wenn du mir Urlaub giebst, so schwöre

ich dir, binnen acht Tagen den Absender zu entlarven."

Aber Marina wimmerte, in die Polster des Kanapees vergraben: „Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht!" und verging vor Angst, wenn er nur auf eine halbe Stunde sich vom Haus entfernte.

Der Graf war kaum minder erschüttert als sie selbst, denn er fand keinen Ausweg für seine Lage. Er konnte nicht hoffen, der jungen Frau die Ruhe wieder zu geben, bevor er dem unbekannten Feind die Maske abgerissen und ihn zur Verantwortung gezogen hatte, und er durfte sie doch nicht verlassen, um jenem nachzugehen; und wiederum war die Angelegenheit zu delikater Art, um sie in fremde Hände zu legen, denn er wollte doch nicht das Märchen der ganzen Wildeggschen Verwandtschaft werden.

Doch er hatte nicht einmal Zeit, sich das alles zu überlegen, vor der dringenden Sorge des Augenblicks. Man konnte nicht mehr zweifeln, daß die neue heftige Erschütterung verhängnisvoll auf Marinas geistige Gesundheit gewirkt hatte. Ihr armer Kopf war nicht mehr im Gleichgewicht.

Das eine Mal, wenn er zärtlich den Arm um sie legen wollte, fuhr sie mit wahrem Entsetzen von ihm zurück und rief: „Sieh mich nicht an, ich kann deine Augen nicht ertragen!"

Ein andermal ging sie ihm selbst durch alle Zimmer nach, als ob bei ihm allein Schutz zu suchen sei. Ein einziger allgegenwärtiger Gedanke beherrschte sie, er folgte ihr nach, wenn sie zu Bette ging, und beim Erwachen fand sie ihn schon wieder ihrer wartend.

„Sag mir, Kurt, giebt es denn noch ein Femgericht?" fragte sie einmal, ängstlich wie ein Kind ihres Mannes Hand fassend.

„Aber Liebste!" antwortete dieser verweisend. — „Und wenn es eines gäbe," fuhr er, ihre Hand streichelnd, fort — „bei uns hätte es nichts zu suchen, es hat nur die Verbrecher, aber nicht die Unschuldigen zu verfolgen." — Da stürzte die junge Frau hinaus und schluchzte wie eine Verzweifelte.

Auf den Rat eines Nervenarztes brachte er sie endlich zu Schiff und fuhr in dem herrlichen Herbstwetter die dalmatinische Küste entlang. Man hoffte, das gleichmäßige Schaukeln des Dampfers, die Einförmigkeit von Himmel und See und die wunderbaren Küstenlinien des Quarnero würden wohlthätig auf ihr Gemüt wirken. Sie wurde auch ruhiger, sobald die langen Wellen unter ihr hinrollten, und lag halbe Tage auf dem Verdeck in ihrem Klappstuhl, vom Seewind zerblasen und von den Bewegungen des Schiffes halb eingelullt. Nur wenn

man sich der Küste näherte, begannen die Nerven ihr Spiel zu treiben, und in Korfu, beim ersten Schritt auf festen Boden wurde sie so schreckhaft, als ob die schöne Phäakeninsel von Gespenstern bevölkert wäre.

Man suchte aufs neue das Meer, umschiffte den Peloponnes, lief den Pyräus an, ohne zu landen, fuhr an Rhodos, Cypern und dem verlockend schönen Beirut vorüber, immer wie verdammte Geister, denen es verboten ist, die Erde zu berühren. In Port Said stieg der Graf allein ans Land, um die dorthin bestellten Korrespondenzen in Empfang zu nehmen, er öffnete alle an Marina adressierten Briefe, ob sie nichts Verdächtiges enthielten, und fing noch rechtzeitig die schwarze Karte ab, die diesmal in ein Modejournal versteckt war. Er zerriß die Zeitung und schloß die Visitenkarte zu den beiden andern ein, ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, aber sie fühlte ihre Nähe in allen Fasern ihres reizbaren Nervensystems und sagte ihm am Abend: „Ich weiß, daß sie gekommen ist, es hilft nichts, zu fliehen, sie wird mir überall hin folgen.“

Den nächsten Monat verbrachte man in Aegypten, und auch dorthin fand die schwarze Karte ihren Weg. Sie traf pünktlich am zehnten ein und war immer von derselben Hand geschrieben, nur daß

der Schreiber jetzt den „Glückwunsch“ wegließ und sich auf den „Gruß“ beschränkte. Das Couvert trug andre unverfängliche Schriftzüge, und jedesmal war ein neues erfindungsreiches Mittel gewählt, um die Karte einzuschwärzen. Kurts Wachsamkeit verhinderte zwar, daß sie in Marinas Hände fiel, aber es war zu spät: die Schwermut der jungen Frau nahm immer ausgesprocheneren Charakter an.

Sie schlief nicht und schien wie an einem innern Feuer wegzuschmelzen. Die gewaltigsten Natureindrücke, der Nil und die Pyramiden vermochten nichts über sie. Halbe Tage lang konnte sie dasitzen, den Kopf in die Hand gestützt und ohne ein Wort zu sprechen; dann eilte sie plötzlich zum Klavier und entlockte den Tasten Töne dämonischer Qual. Von Kurt hielt sie sich ängstlich fern, als ob ein Schwert zwischen ihnen läge, und Therese mußte das Zimmer mit ihr teilen, trotz der unbezwinglichen Antipathie, die dieses stille, immer dienstfertige Wesen dem Grafen einflößte.

Kurt war es endlich müde, wie ein Geächteter von Ort zu Ort zu eilen, die Reise brachte doch keinen Gewinn, und in einer europäischen Stadt war noch wenigstens ärztliche Hilfe zur Hand. Er ging lang mit sich zu Rate, denn er wollte die Gräfin

nach keinem Ort führen, mit dem sich irgend eine Erinnerung an ihren ersten Gatten verknüpfte. Endlich entschied er sich für Rom, wo ein Universitätsfreund von ihm als Arzt lebte, und man wählte ein neues sonniges Haus in der Nähe des Pincio, turmhoch, obschon nur zweistöckig, wenn man von dem Hochparterre und Entresol absah, denn in Rom kann man nicht hoch genug wohnen.

Dort umgab er die kranke Frau mit einem Wall von Vorsichtsmaßregeln, daß niemand sich ihr nähern konnte außer ihm und Therese, deren leise Hände ihr unentbehrlich waren. Der Rest der Dienerschaft durfte nicht direkt mit ihr verkehren, und es war allen aufs strengste eingeschärft, ihr niemals eine Zusendung, woher sie auch komme, persönlich einzuhändigen. Ein verkleideter Polizeiagent überwachte die Leute, welche aus und ein gingen, und bei Nacht mußten alle Gasflammen brennen. Das stille Haus mit den angezündeten Lichtern erregte in der ganzen Nachbarschaft Befremden.

Gleich bei seiner Ankunft in Rom hatte der Graf die Vorkehrung getroffen, daß keine Post ins Haus gebracht werden durfte; er ging selber jeden Tag aus, um seine Briefe in Empfang zu nehmen. An jedem zehnten verdoppelte er seine Wachsamkeit, er verließ die Kranke keinen Augenblick, bediente

sie selbst, und jeder Gegenstand, den sie berührte, mußte zuvor durch seine Hände gegangen sein. Der allwissende Feind schien auch von diesen Anstalten unterrichtet, denn er ließ nun ein paar Monate lang nichts mehr von sich hören.

Aber im Hause Wildegg blieb alles wie zuvor. Oft fragte Kurt verzweifelt: „Warum, warum müssen wir wie zwei Verdammte nebeneinander leben? Wird es nie anders werden? Was hindert dich jetzt, wo der Feind verstummt ist, gesund und glücklich zu sein?"

Dann brach sie in herzzerreißenden Jammer aus und beschuldigte sich, ihn in ihr Elend hereingezogen und mit elend gemacht zu haben. Es war, als klaffte ein Abgrund zwischen ihnen, über den sie sich hoffnungslos die Arme entgegenstreckten.

Der Arzt taufte das Leiden eine chronische Melancholie mit krankhaften Gewissensskrupeln wegen der zweiten Ehe und meinte, daß die Gräfin unter konsequenter Behandlung in einer Nervenanstalt genesen würde, aber Kurt wollte nichts von einer Trennung hören. Es galt ja vor allem das geliebte Wesen vor der geheimnisvollen Verfolgung zu beschützen, die der erste Anlaß ihrer Gemütskrankheit war, und dazu hatte niemand die nötige Umsicht, als er selber. Er verbannte endlich jede selbstsüch-

tige Regung, die Leidenschaft mußte verstummen, und aus den Opfern, die er täglich brachte, wuchs die große, heilige, mitleidgeborene Liebe heraus! Er wollte nichts mehr, als ihr wohlthun, sie schützen und heilen.

* * *

Im Lauf des Winters starb der alte Graf. Man hatte ihm Marinas Leiden bis zuletzt verheimlicht, und er glaubte seine Kinder glücklich. Kurt teilte auf Anraten des Arztes seiner Frau die Todesnachricht mit, nach der Erfahrung, daß Gemütskrankheiten, die aus der Einbildung stammen, durch den Eintritt eines wirklichen Unglücks geheilt werden können.

Aber sie blieb ganz apathisch, und nur als er ihr den Vorschlag machte, ihn nach Wildegg zu begleiten, um der Beisetzung anzuwohnen, wehrte sie sich heftig und sagte, ihr Gesicht zwischen den Händen verbergend: „Ich kann nicht vor ihn treten — — er weiß es jetzt, daß ich seinen Sohn — daß ich seine beiden Söhne unglücklich gemacht habe.“

Kurt gab die Reise auf und blieb bei seiner Kranken. Was nur der zärtlichsten Liebe möglich war, ersann er zu ihrer Linderung, aber nichts vermochte sie zu zerstreuen und aufzuheitern.

Sie litt so, daß ihm selbst der Tod als eine Erlösung für sie erschienen wäre. Jedes unbekannte Geräusch setzte sie in Aufregung, die Möbel schnitten ihr Gesichter, ein Winseln des Hundes nahm sie für das Anzeichen eines Unglücks. Das Haus, so frei und luftig es gebaut war, bedrückte sie, besonders die schmale Innentreppe, die ihr Schlafzimmer mit den Wohnräumen verband und auf der auch bei Tag eine Lampe brennen mußte. Im Theater, auf der Promenade, überall wo Menschen waren, fand sie jetzt Aehnlichkeiten mit Julius, die sie erschreckten; Kurt, der so feinfühlig geworden war, merkte es nur am Zucken ihres Gesichts, denn sie nannte niemals den Namen des Verstorbenen. Nur einmal, als sie über den Korso gingen, schrie sie plötzlich: „Kurt, sieh, o sieh!" — und deutete auf einen Fremden, der sich halb umgewandt und ihr ins Gesicht geblickt hatte.

„Marina, Marina," sagte Kurt verzweiflungsvoll, „wie kannst du dich so sinnlos quälen? Er schläft seinen sicheren Schlaf in Mittenau und ist glücklicher als wir."

„Es ist auch nicht er selber," flüsterte sie geheimnisvoll, „er hat diesem fremden Mann seine Hülle geliehen, um mich zu ängstigen."

Kurt ließ ihren Arm fahren, und in einer plötz-

lichen ganz unvernünftigen Wut rannte er hinter dem Unbekannten her, der seinen Schritt beschleunigte. Als er ihn erreichte, sah er in ein wildfremdes Gesicht und kehrte beschämt um, indem er dachte: „Wahrhaftig, der Wahnsinn ist ansteckend."

Aber beim Zurückkommen fand er Marina, die zuckend in den Armen der Umstehenden lag.

Und endlich, trotz aller Vorsicht, trat die Katastrophe ein.

Der Graf und die Gräfin gingen auf dem Pincio spazieren. Marina schleppte sich in der weichen Frühlingsluft ermattet an seinem Arm, und ihr Gesicht sah unter dem schwarzen Krepphut so bleich und hohlwangig aus, daß er sich mit Schrecken fragte, wie lang er sie noch behalten werde. Auf dem Heimweg wurden sie viel von kleinen lockigen Ciocciarenjungen belästigt, die bettelten oder Veilchensträußchen, Photographien, Zündhölzer und ähnliches feilboten. Einer besonders, der etwas größer war als die andern und einen wahren Modellkopf hatte, ließ sich nicht abschütteln; er folgte dem Paar unabläßig, aber ohne zu reden, nach und suchte es mit anmutigen Gestikulationen zum Kauf einer Korallenschnur oder eines Schildpattkamms, die er abwechselnd emporhielt, zu bewegen.

Kurt bemerkte in Marinas Augen einen Schim-

mer von Wohlgefallen und winkte den stummen Jungen heran. Die Gräfin wählte eine hübsche blaßrote Korallenschnur aus, um sie Therese zu schenken; der Graf, erfreut über diese Regung von Interesse, nahm dem Jungen noch einen Schildpattkamm ab, und da er in dem Tragkästchen eine außerordentlich zartgeformte, in Silber gefaßte Pilgermuschel liegen sah, kaufte er auch diese und gab sie seiner Frau.

Marina betrachtete mit schwachem Lächeln das zierliche Naturgebilde, sie fuhr mit dem behandschuhten Finger die feingeschnittene Kannelierung herab, und beim Weitergehen fiel es ihr ein, die Muschel aufzuklappen, denn sie hatte etwas darin rollen hören.

Innen lag zwischen Werg ein harter, dunkler, unregelmäßig geformter Gegenstand, der sich bei näherem Hinsehen als eine von der Patrone abgeschossene und plattgedrückte Kugel erwies, in die das Datum von Julius' Todestag mit Ziffern eingegraben war.

Beide begriffen nicht gleich, aber dann war die Wirkung fürchterlich. Marina packte mit verzerrtem Gesicht den Arm ihres Mannes, und unwillkürliche, unartikulierte Laute, die sich aus ihrer Brust rangen, erschütterten ihren ganzen Körper. Aly stimmte

mit jammervollem Heulen und Winseln in diese Töne ein, und in dem Auflauf, der schnell entstand, war der Junge ungesehen verschwunden. Kurt hatte auch keine Zeit, ihn zu suchen, er hob Marina in einen Wagen und trug sie zu Haus die Treppe hinauf. Das krampfhafte Schreien, das halb wie ein Gelächter klang, dauerte fort. Aly heulte dazwischen, bis der Graf ihn mit einem Fußtritt aus dem Zimmer stieß, und die furchtbaren Töne, in denen die gequälte Natur sich vollends aufzulösen schien, brachten die ganze Straße in Aufruhr.

Eine schreckliche Nacht folgte, in der Kurt jeden Augenblick fürchtete, sie werde ihm unter den Händen sterben. Man griff endlich zum Morphium, das sie zwar nicht einschläferte, aber ihr doch ein paar Stunden wohlthätiger Betäubung brachte.

Kurt litt in diesen Tagen fast ebensosehr wie Marina, und mehr als einmal ging der Gedanke, ein Ende zu machen, sie und sich zu töten, durch sein verstörtes Hirn. Als er zufällig in Thereses Haar einen zackigen Schildpattkamm erblickte, der dem von ihm tags zuvor gekauften vollkommen gleich war, genügte ihm dieser kleine Verdachtsgrund, das Mädchen ohne Verhör aus dem Hause zu jagen. Dann bereute er seine Uebereilung, denn er wußte nicht, wie Marina das Verschwinden ihrer gewohn-

ten Pflegerin aufnehmen werde. Aber die Kranke blieb ganz gleichgültig, als er ihr seinen Argwohn und die Entlassung des Mädchens mitteilte.

„Es ist ja nun alles gleich," sagte sie leise. „Welches menschlichen Werkzeuges er sich bedient hat, ist einerlei, es kommt doch alles von ihm!"

„Marina!" sagte Kurt, und plötzlich liefen dem starken Mann die Thränen über das Gesicht. Da nahm ihn sein Freund, der Doktor, bei den Schultern und schob ihn zur Thür hinaus, damit er seine überreizten Nerven auf ein paar Stunden in die frische Luft trage. Aber auf dem Heimweg kam ihm schon ein Diener atemlos entgegengerannt, man suchte ihn seit einer Stunde, die Gräfin bilde sich ein, er sei abgereist und lasse sich nicht beschwichtigen.

Sie saß mit schweren, vom Morphium geröteten Augenlidern, das mächtige Haar in einer dicken Flechte herabhängend, in den Polstern des Diwans, die rings um sie aufgetürmt waren. In ihrem weißen, mit schwarzen Schleifen gebundenen Morgenrock und unter den vielen Lichtern sah sie aus wie eine Tote. Seit anderthalb Stunden wiederholte sie dem Arzt, der zu ihrer Obhut zurückgeblieben war, unaufhörlich: „Er ist fort, er verläßt mich, und ich muß es — ich muß es ihm sagen."

„Hier ist ja der Ausreißer schon zurück," sagte der Doktor, als Kurt ins Zimmer trat. „Nun sagen Sie ihm, was Sie drückt, aber keine Aufregungen, darum muß ich bitten."

Er nahm Kurt beiseite und ermahnte ihn, den Kopf oben zu behalten, was auch dieses arme kranke Gehirn für neue seltsame Blasen aufwerfen möge. Uebrigens hoffe er auf eine ruhige Nacht, wenn die Gräfin ihren Mitteilungsdrang erleichtert haben werde, und für alle Fälle gab er noch einige Verhaltungsmaßregeln, indem er versprach, in der Frühe wieder nachzusehen.

Die beiden Gatten saßen nun beisammen, er hielt ihre kalten Finger in den seinigen, und die Kranke bat ihn, sie noch ein einziges Mal zu küssen. Kurt nahm sie in den Arm und legte seine ganze unaussprechliche Zärtlichkeit in diesen Kuß, während seine Thränen über ihr bleiches Gesicht flossen.

„Du kannst mich nun nie wieder küssen," sagte sie, indem sie sich sanft von ihm loswand — „und du wirst es auch nicht wollen, wenn du erst gehört hast —"

„Liebes Weib," sagte er begütigend, aber sie unterbrach ihn.

„Still, ich muß reden — ich habe so lang ge-

rungen, um es dir zu verhehlen — ich wollte nicht, daß du mit Abscheu an mich denkst, aber es muß endlich heraus — und du sollst mein Priester sein. Ich will keinen andern, du warst ja auch mein einziger Gott! — Hör mich an und erbarm dich, verfluche mich nicht — ich, ich habe deinen Bruder getötet."

So unglaublich dieses Geständnis klang, war es Kurt doch fast, als habe er es erwartet. Schon längst hatte er das Vorgefühl einer tragischen Enthüllung, und als Marina zu sprechen begann, war er auf das Furchtbarste gefaßt, er hatte sogar unbegreiflicherweise die letzten Worte schon im Geiste vorausgehört.

Doch im nächsten Augenblick ging Kurt der Widersinn ihrer Selbstanklage auf. Julius war von eigener Hand gefallen, sein letztes Schreiben bezeugte es und die Aussage der ganzen Dienerschaft. Marina war das Opfer ihrer eigenen Einbildung und der systematischen, verbrecherischen Verfolgung, die ihren Geist verwirrt hatte.

Er wollte ihr das Hirngespinst ausreden und sie vom Boden aufheben, denn sie war neben seinem Sitz wie vor einem Beichtstuhl auf die Kniee gesunken. Aber sie stieß ihn zurück und stöhnte: „Laß

mich, ich bin nur zu klar. Jawohl, durch seine eigene Hand, aber ich habe diese Hand geführt."

„Höre," fuhr sie fort, „laß dir erzählen, wie es gekommen ist. — Aber vorher," flüsterte sie fast in sein Ohr, „sieh dich noch im Zimmer um, denn ich fürchte — ich fürchte, daß wir nicht allein sind."

Der Mann kniete sich in seinem Jammer zu ihr nieder.

„So komm doch zu dir, Marina," flehte er, „wer soll denn hier sein außer uns beiden? — aber du bist so krank."

„Nicht krank, aber schuldig," flüsterte sie, während er sie aufhob und nach dem Diwan führte. — „Schuldig, nicht vor dem weltlichen Gericht, aber vor Gott, vor meinem Gewissen, vor dir. —

„Hör mich an. — Du hast mich eigentlich nie gekannt, niemand hat mich gekannt, ich war wie ein Abgrund, der sich mit Blumen zugedeckt hat. — Ich hatte eine ganz verwahrloste Erziehung, ich lernte gar nichts, aber ich las in einem fort Romane, die meine Phantasie exaltierten. Ich war berauscht von meiner Schönheit, ich wartete, daß ein Prinz, ein König komme und mich hole. —

„In deinem Bruder erschien mir zuerst die Verkörperung meines Ideals. Sein Aeußeres, die feinen Formen, sein alter Name, alles trug zu die-

sem Irrtum bei. Ich verstand ihm eine Leidenschaft einzuflößen, die nur der Tod geendet hat, und ich unterwarf ihn mir, wie ich mir Vater und Mutter unterworfen hatte, indem ich scheinbar nur seinen Wünschen lebte. Er glaubte der Herr zu sein, denn es geschah nur, was er wollte, aber er konnte nichts wollen, was ich nicht im stillen beschlossen hatte. Ich war von je gewöhnt, der Umgebung meinen Willen aufzuzwingen. —

„Ich wurde also sein Weib, aber die Täuschung verflog schon in den ersten Wochen der Ehe. Sein Charakter flößte mir keine Achtung ein, deren ich zu meinem Halt bedurft hätte. Ueberall stieß ich auf Schwächen, die sich als Stärken maskiert hatten, und ich brachte ihnen keine Duldsamkeit entgegen. Er war schwankend, ungleich und schnell zu beeinflussen, ich klar wie du und meines Willen sicher, darum mißachtete ich ihn. Ich litt durch ihn und rächte mich, indem ich ihn heimlich wie ein Uhrwerk aufzog, während er glaubte, mich zu lenken. — O, ich war schlecht — falsch und schlecht und wußte es nicht einmal! Erst durch dich habe ich eine Seele bekommen.

„Als er mir von dir zu erzählen begann, da ging mir erst die Erkenntnis auf, daß wir beide für einander geschaffen waren. Dann sah ich dich

und wußte nun auch, warum ich geglaubt hatte, ihn zu lieben. Er hatte mit seiner schönen Erscheinung, mit seinem schönen Namen meine Mädchenphantasie gewonnen, aber diese Gestalt, dieser Name waren auch die deinigen, dich hatte ich geträumt, als ich mich ihm verband. Nun hatte ich dich gefunden, und ich gehörte ihm. Alles hatte er vorweggenommen, meine ersten Küsse, meine junge Schönheit, die für dich erblüht war. Die Aehnlichkeit mit dir machte ihn mir noch verhaßter, denn es war mir, als habe er sich wie ein Dieb in deine Kleider vermummt, um zu stehlen, was von Rechts wegen dein war: meine Liebe und mein heimlichstes Selbst.

„Und ich zweifelte nie, daß auch du mich liebtest, denn unser Schicksal war über uns.

„Am Tag, wo ich erfuhr, daß du nach Afrika gegangen warst, begann ich ihn zu hassen, denn es war ein Opfer, das du ihm gebracht hattest. Aber ich wußte auch, du würdest wiederkehren, denn ich wollte dich.

„Ich weiß nicht mehr, wie ich es anfing, war's Vorbedacht oder nur Instinkt. Ich wollte frei sein und wußte doch, daß er mich lebend nicht freigeben würde, also mußte er sterben. —

„Leise, leise warf ich das Netz über ihn. Es

war ein Fall von Wahnsinn in eurer Familie gewesen, und das Gespenst der Vererbung spukte immer in seinem Kopf. Früher hatte ich's ihm ausgeredet, jetzt spielte ich selbst ihm die Bücher in die Hände, die ihn in seiner Melancholie bestärken mußten. Ich entwickelte künstlich den kranken Keim, den die Natur in ihn gelegt hatte.

„Man beklagte mich, daß er meine Jugend auf dem Land eingesperrt halte, und ich war es, die ihn in der für ihn verderblichen Einsamkeit festbannte. In der Stadt hätte er Trost und Zerstreuung gefunden; er sollte keine finden. Er sollte hilflos unter meinen Händen bleiben. Und höre, Kurt, höre, wie ich ihn marterte. Ich gab ihm den Gedanken ein, daß der Keim seiner Krankheit sich auf die Nachkommenschaft vererben würde, daß unsre Kinder, wenn wir welche hätten, uns verfluchen müßten. Was er litt, der Unglückselige! Sich klagte er an, mein Leben vergiftet zu haben, indem er mich an einen Kranken kettete. Mich nannte er eine Heilige, seine mitduldende und entsagende Schwester.

„Ich ging neben ihm her wie die Giftmischerin, die als barmherzige Schwester bei ihrem Opfer wacht; jeden Tag brachte ich ihm einen Tropfen Gift bei, nur einen Tropfen, und ließ es langsam

wirken. Unter dem Schein der zartesten Liebe und Pflege erinnerte ich ihn fort und fort an seinen Zustand, den er hätte vergessen sollen.

„Ich setzte es durch, auf einem andern Flügel des Hauses zu wohnen. O Kurt, wie muß ihm zu Mut gewesen sein in den schlaflosen Nächten, wo er umherirrte wie ein Schatten, rastlos auf und nieder gehend bis zum Morgen! Und ich, sein Weib, schlief unterdessen meinen Schönheitsschlaf, aus dem ich jeden Tag blühender erwachte. Ich wollte ja meine Schönheit pflegen und sparen — für dich. Wo ist sie jetzt? — — Er aber sah mich an mit grenzenlosem Mitleid und sagte: ‚Arme arme Blume, die vergebens blüht! Es ist ja Pflicht, dich zu erlösen.‘

„Und einmal führte er mich vor dein Bild, das auf dem Schreibtisch stand, und sagte: ‚Sieh ihn an, er wird dir eine andre glücklichere Verkörperung meines Selbst sein.‘ — Und ich? Mit dem Mund beschwor ich ihn, für mich zu leben, aber mit meiner heimlichen Willensmacht befahl ich ihm — ja, ich befahl ihm, zu verschwinden, den Platz für einen Besseren zu räumen. Das Geschlecht der Wildegg konnte weiter bestehen ohne ihn, es gab noch einen gesunden Stamm, der das Recht hatte auf Fortdauer.

„Aus meinem Willen floß es über in den seinigen, ich fühlte den Augenblick, wo es zuerst Besitz von ihm ergriff, sah, wie er es abschüttelte und wie es wieder kam, ihn faßte, würgte. So oft ich ihn ansah, dachte ich: du sollst verschwinden! Unablässig beobachtete ich ihn, und wenn der Unselige wieder Luft bekam, goß ich von neuem meine ganze Willenskraft in einen meiner Engelsblicke und sagte ihm: Stirb, töte dich, schaffe den Fluch auf die Seite.

„Er sollte in eine Nervenanstalt gehen, aber eine geheime Gewalt widersetzte sich dem. Das war auch mein Wille, den ich straff auf das Ziel gespannt hielt. Er weigerte sich, er wies den Aerzten die Thür. Es wurde immer schlimmer mit ihm, wie ein Gespenst war er im Hause.

„Eines Morgens, als ich im Schloßpark spazieren ging und die Buchen ansah, die über Nacht der Herbst berührt hatte, kam es wie eine Erleuchtung über mich: Heut wird es zu Ende gehen. Ich wollte noch wie sonst die Schwäne im Weiher füttern, aber ich war zu aufgeregt dazu. Als ich die Brocken hinwarf, fing ich an zu zittern und fühlte, daß mein Wille schwach wurde. Aber es war nicht Mitleid, sondern nur das Grausen des Fleisches vor dem Unaussprechlichen.

„Ich sagte zu mir selbst: Es muß sein, je schneller, desto besser, und ich wurde hart wie Stahl.

„An der Thüre des Pavillons hing noch eine letzte von den gelben Nelken am Spalier, die der Stolz unsres Gärtners waren und die Julius ganz besonders liebte. Die brach ich ab und brachte sie ihm. Ich wollte noch recht gut und freundlich sein, damit er im vollen Glauben an mich von hinnen ginge. Wahnsinnige, die ich war, als ob drüben nicht alle Täuschungen rissen! — Sieh, das war der Grund, weshalb er an unserm Hochzeitstag die gelben Nelken gebracht hat.

„Ich fand ihn auf meinem Zimmer, einen meiner Morgenschuhe in der Hand, den er hastig weglegte. Er fragte, wie ich geschlafen habe, — er schlief ja nie. Als ich ihm die Nelke ansteckte, lächelte er wie ein zum Tod Verurteilter, da wußte ich, daß die Pistole schon geladen war. Ich gab ihm einen Kuß, den letzten, zur Wegzehrung. Aber als er meine Lippen fühlte, erwachte die Lebenslust, und seine ganze Natur bäumte sich noch einmal auf, er wollte noch nicht hinunter in die kalte schwarze Nacht. Er bat: ‚Laß mich leben, Marina, laß mich leben,‘ — aber ich antwortete: ‚Es muß sein, geh und stirb!‘

„Ihr spracht darüber?“ fragte Kurt, der schon

alle Stadien des Entsetzens durchlaufen hatte und jetzt bei der Ueberzeugung angekommen war, daß seine Frau wahnsinnig sei.

„Nein, nein, nicht so,“ antwortete die Kranke, „versteh' mich recht: wir sprachen nicht mit Worten, nur mein Wille sprach zu dem seinigen. Mein böser Geist rang mit seinem guten Geist, sie waren hart aneinander, und er wehrte sich — aber der Stärkere siegte. — —

„Dann ging er — an der Schwelle sah er mich noch einmal an — so herzzerreißend — und ging. Einen Augenblick wollte ich ihm nacheilen, ihn halten, aber ich dachte an dich und konnte nicht wollen, daß er lebe. — Er war auf den andern Flügel hinübergegangen, ich folgte ihm nach bis in den Mittelbau. Im gelben Saal stand ich hinter der Portiere, mit zusammengeballten Händen stand ich und horchte — horchte — es dauerte eine Ewigkeit. — Wenn er schwach würde! Nein, er muß es, muß es thun! — ich lud meinen Willen in sein Rohr — da fiel der Schuß!“

Sie fiel in die Polster, als habe die Kugel zum zweitenmal und diesmal sie getroffen.

Kurt sprang hinzu und richtete sie auf. Sie hielt mit ihren eiskalten Händen die seinigen fest, bis sie wieder Atem geschöpft hatte, dann fuhr sie fort: „Höre weiter. Ich war frei — ich brauchte

nur noch dich zu rufen, denn ich wollte nichts, nichts von der ganzen Welt als dich. Aus meinem Willen spann ich lange Fäden, die ich nach dir auswarf. Ich achtete nicht, wie die Zeit verging, ich wußte nicht mehr, ob es Sommer oder Winter war, ich saß auf jener Bank, wo wir einmal zusammen gesessen hatten, und spann und spann — die Fäden, die du gespürt hast. Ich folgte dir überallhin auf deinen Zügen, kein Zeltdach, unter dem du schliefst, daß ich nicht bei dir war. Und kein Gedanke an ihn, kein Gedanke an das Verbrechen, das ich begangen, trübte meine Seele. — Erst seit ich dein Weib ward und doch nicht dein Weib — denn er stand zwischen uns — erst seitdem habe ich ganz begriffen, was er gelitten hat. Ach, er hat es mit Zinsen vergolten! — Dann erkrankte dein Vater, und ich eilte zu ihm. In ihn goß ich, ohne daß er es wußte, meine heimlichen Gedanken, meine Sehnsucht nach dir, der alte Mann wurde das Werkzeug meines Willens.

„Ich machte mich ihm unentbehrlich und führte dann die Komödie mit deinem Vetter Benno auf, der sie ernster nahm, als ich beabsichtigte. Später ließ ich den alten Herrn verjährte Mißbräuche in der Gutsverwaltung entdecken; er hatte nie gemerkt, daß man ihn seit lange betrog, er war ja

so gut und vertrauensselig, aber nun entließ er auf einen Tag drei Angestellte. Er wollte alles wieder selbst thun, die Rechnungen durchsehen, die Waldungen besichtigen, das Gestüt, aber die Kräfte fehlten ihm. — Wenn Kurt da wäre! war sein täglicher Seufzer.

„Er schrieb dir Brief auf Brief, du regtest dich nicht. Endlich gab ich ihm das Mittel ein, dich herzuziehen. Dann kamst du und warst mir verfallen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ach, alles hatte ich bedacht, mit allem gerechnet, nur nicht — nur nicht," setzte sie leise hinzu, „mit der andern Welt."

Kurt lag vor ihr auf den Knieen während dieses letzten Teils ihrer Beichte und preßte ihre halberstarrten Hände.

„Sag: mit deinen Nerven, du armes, armes Weib," sagte er, „sag: mit deinen verstörten Sinnen."

„Nimm's, wie du willst," antwortete sie, „durch meine Sinne spricht die andere Welt zu mir. Es ist gleich, wer die Karte geschickt hat, es ist gleich, von wem die Kugel kommt. Wenn ich auch einen lebenden Mitwisser hätte, es ist doch er, der mich verfolgt. — — Schon in Mittenau spürte ich seinen Zorn; es war, als ob die Gruftplatte sich bewegte, aber ich wollte es nicht wissen, ich wollte die Frucht

meines Verbrechens, ich wollte dich. — Damals war mein Wille noch stark, jetzt ist er gebrochen."

Wieder sank sie zurück und lag regungslos in den Polstern, nur ihre Finger zuckten krampfhaft. Kurt litt mit ihr, und sein ganzes Wesen war zerrissen wie das ihrige, nur seine Liebe allein war nicht erschüttert. Was dieses Weib auch verbrochen hatte, sie war doch sein alles, sein Kind, seine kranke Taube, sein einziger lieber Mensch auf Erden. Er wollte nichts wissen von ihrer Schuld, nur von ihren Leiden und ihrer Liebe. Er suchte sie zu überzeugen, daß die ganze Geschichte ihres Verbrechens nur in ihrer Phantasie gewachsen sei.

„Gesetzt, du hättest die Absicht, ihn zu töten, wirklich gehabt und sie dir nicht nachträglich eingebildet, so ist doch die Absicht noch keine That — Gedanken können nicht töten."

„Meine Gedanken können töten," antwortete die junge Frau, und ihre Augen blitzten bläulich wie Stahl. „Du kennst mich nicht, weißt nicht, wie scharf und hart und unzerbrechlich meine heimlichen Gedanken sind, stählern wie Messer, schwer wie Blei. — Hast du's nicht auch gespürt, wie mein Wille thut? Hast du nicht kommen müssen, als ich wollte? Hat nicht dein Vater dich rufen müssen — alles durch mich, durch meine Gedanken?"

Er schüttelte den Kopf über diese kranke Einbildung.

„Wenn du schuldig bist, bin ich es ebensosehr wie du. Auch ich konnte dich nicht sehen, ohne zu denken: Wäre sie frei!“

„Aber du scheuchtest diesen Gedanken, der gegen deinen Willen in dein Herz schlich. Du bist vor ihm geflohen bis ans Ende der Welt, ich machte ihn zum Herrn über mich.“

„Kurt,“ begann sie nach einer Weile von neuem, „man sagt, daß Selbstmord Sünde sei — ich glaube es nicht, einen Ort muß es doch geben, wo auch der Verbrecher geborgen ist. Aber ich kann nicht dorthin — ich fürchte mich — fürchte mich, ihm zu begegnen — sonst wär' ich schon lang gegangen. — Aber wenn er mich wieder ansieht mit jenem Blick wie damals unter der Thür —!“

Sie barg schaudernd den Kopf in den Polstern. Kurt warf sich bei ihr nieder und legte zum Schutz die Arme um sie.

„Ich gehe mit dir — ich werde ihm sagen, daß ich gleiche Schuld habe wie du — mich soll er anblicken, ich werde ihm alles sagen. — Hör mich, Marina, hör mich, mein armes, liebes Weib: wenn du nicht mehr genesen kannst und glücklich sein, so laß uns miteinander sterben. Dieses Leben, das

wir führen, ist doch nur ein halbes Leben, wir wollen uns bei der Hand fassen und zusammen hinausgehen. Meine Pistolen sind immer geladen, und ich habe eine sichere Hand; du sollst sehen, wie sanft das Sterben thut, wenn die Liebe dabei ist. Willst du, Marina? Sprich, mein Lieb, sprich."

Er fuhr fort, mit Schmeichelworten in sie zu dringen, als ob er um ein Liebesstelldichein bäte, denn er hatte das Gleichgewicht fast ebensosehr verloren wie sie selber.

Es ging wie ein Hoffnungsstrahl über ihr Gesicht, das sie einen Augenblick zu ihm aufhob, aber gleich wurde sie wieder ängstlich und sagte: „Nein, nein, sie würden uns dort nicht beisammen lassen."

„Dort und hier, Marina," antwortete er. „Wir gehören auf ewig zusammen. Niemand kann Mann und Weib trennen." —

Gleich sah er an einer schaudernden Gebärde von ihr, daß er einen falschen Ton gegriffen hatte. Er verstand sie und sagte: „Sei ruhig, Herz, ich will ihn so lange bitten und nicht ablassen, bis er gut wird und dich freigiebt."

Die Ueberzeugung von dieser großen Liebe schien sie endlich doch zu erleichtern. Sie schluchzte wie aufgelöst in seinen Armen und wiederholte von Zeit zu Zeit: „Nein, du nicht — du sollst nicht

sterben — du hast Aufgaben zu erfüllen — du nicht!"

„Dann lebe auch du, mein Weib," flehte er innig, ihre Hände küssend. — „Laß es uns noch einmal gemeinsam versuchen. Wir wollen büßen, bis wir uns selber freisprechen dürfen."

Nun begann er, ihr das Bild eines neuen Lebens zu entwerfen. Er wollte sie fortführen in die Urwälder von Indien, zu großen stillen Flüssen, an die Wiege der Menschheit, dort wollten sie wie die Büßer leben und die Weisheit der Brahminen lernen.

„Dieses alte Volk," sagte er, „steht der Gottheit näher, es weiß mehr von dem Unsichtbaren als wir, vielleicht hat es ein Heilmittel für deine kranke Seele."

Es klang am Ende wie ein Kindermärchen, was er ihr von Bananenwäldern und Lotosblumen erzählte. Sie folgte auch dem Sinn der Worte nicht mehr, große Müdigkeit befiel sie, die Schlafmittel mochten auch noch nachträglich wirken, denn als er sie die Treppe hinauftrug und mit Hilfe der zweiten Kammerjungfer zu Bett brachte, war sie schon halb entschlummert.

* *
*

Mitternacht war vorüber, als der Graf leise und vorsichtig die schmale Treppe nach den unteren Räumen wieder herabstieg. Er hatte Marina schlafend in der Obhut der Kammerfrau gelassen und fühlte jetzt ein zwingendes Bedürfnis, sich durch Bewegung Luft zu schaffen und seine gequälte Natur zu erleichtern. Er hätte mögen ein wildes Pferd besteigen und durch die schlafende Campagna sausen an Aquädukten und römischen Grabmälern vorüber, weiter, immer weiter querfeldein in Nacht und Einsamkeit, nur von seinem eigenen, schwarzen, riesenhaften Schatten begleitet, bis die menschlichen Spuren aufhörten und das Pferd unter ihm ermattet zusammenbrach. Seine Gedanken flogen so ohne Richtung im Weglosen, und neben ihnen flog der Schatten, das Ungeheure, das Unbegreifbare und doch so Lebendige, Marinas Verbrechen. Er glaubte nicht, was er sich selber immer wieder einzureden suchte, daß dieses Verbrechen die Erfindung ihres zerrütteten Hirnes sei; vom ersten Augenblick an war ein Punkt in ihm gewesen, nur stecknadelgroß, aber unverrückbar im Wirbel seiner Gedanken, und dieser Punkt war die Ueberzeugung von Marinas Schuld. Wie es auch in ihm hinüber- und herüberwogte, dieser eine Punkt trat immer wieder fest und unverändert aus der Ueberflutung

hervor. Es war nicht die Folgerichtigkeit ihrer Erzählung — der Wahnsinn hat zuweilen eine Klarheit und Logik, die den Gesunden verwirren kann — sondern er erkannte unwiderruflich, daß Marina des Verbrechens fähig war, dessen sie sich zieh. Das ungeheure Raffinement eines langsamen Mordes mit reinen Händen lag ganz in der Natur dieses physisch so verzärtelten und doch so dämonisch starken Weibes. Hier war der Abgrund, den die geheimnisvollen Schleier ihres Wesens verhüllt und doch dem Ahnenden angezeigt hatten, und eben um dieses Abgrundes willen hatte er sie so geliebt, wie der Kühne die Gefahr liebt und der Forscher das Verborgene. O der Eigensinn des menschlichen Herzens! O die unbegreifliche dunkle Seele des Weibes, dunkel und unbegreiflich wie die schöpferische und mörderische Natur selbst!

Unermüdlich wie der Pendel einer Uhr ging Kurt in der langen Flucht der Zimmer auf und nieder. Die beiden oberen Stockwerke waren wie immer in Licht gebadet, während Parterre und Entresol, wo die Dienerschaft wohnte, in Stille und Dunkelheit lagen. Um Marina nicht zu wecken, hatte der Graf die Stiefel abgelegt und glitt unhörbar wie ein Schatten über die Teppiche. Zu einer angelehnten Balkonthür strömte weichliche Sirocco-

luft herein, und die Deichselsterne des Wagens glänzten gerade über dem Dach des gegenüberliegenden Hauses. Kurt trat auf den Balkon und sog die Nachtluft mit vollen Zügen ein. Die unendliche Fülle und Uebermacht der Frühlingsgestirne beruhigte sein Gemüt, er wurde kleiner und immer kleiner, bis er sich als vergängliches Stäubchen im All verwehen fühlte. Was sind menschliche Geschicke vor den goldenen, immer wachen Augen der Ewigkeit?

Er sah den Zwillingen zu, wie sie Haupt an Haupt langsam vom Zenith hinunterstiegen, und im weiten Umkreis kein andrer Stern, daß ihr brüderliches Licht um so heller scheinen konnte. Nun überfiel ihn das Leid um seinen Julius. Er erinnerte sich, wie sie zusammen die Mappe zur Schule getragen und immer zusammengehalten hatten wie ein doppelter Mensch, die Brüder Wildegg, daß keiner dem einen zu nahe kommen konnte, ohne die Faust des andern zu spüren. O die lange gemeinsame Kindheit, die doch das wahre Leben des Menschen ist, wie glänzte sie nun hell aus dem Grund der Vergangenheit herauf wie eine versunkene goldene Kette! —

Sein Kleiner! Sein July! Und sie hatte ihn gemordet, feige und tückisch, unter langsamen Mar-

tern! — Aber sie that es um seinetwillen, und er liebte sie! Er fühlte sich so eins mit ihr in ihrer Schuld und ihrer Leidenschaft. Nein, nicht ihm kam es zu, zu richten, er konnte nur mit ihr büßen oder mit ihr sterben. —

Plötzlich schien es ihm, als höre er Marinas Klingel, da aber das Schlafzimmer nicht über dem Balkon lag, war er seiner Sache nicht sicher. Er trat von dem Balkon zurück, und eben glaubte er die Klingel noch einmal zu hören, da fingen die Glokken der Stadt zu läuten an. Aergerlicher Zufall! Er schlich über den Korridor nach der Treppe, um zu spähen, ob sie schlafe. — — — — — — —

Marina hatte einige Stunden in einer wohlthuenden Betäubung verbracht, die kein eigentlicher Schlaf, sondern nur ein Schlummern des Bewußtseins war. Dann schien es, als würde ein Schleier um den andern weggezogen, und endlich sah sie sich allein in ihrem hellerleuchteten Schlafzimmer. Kurt, der zuvor an ihrem Bett gesessen hatte, war verschwunden, und auch das Mädchen, nach dem sie rief, gab keine Antwort. Aly war schon seit gestern seines schrecklichen Gewinsels wegen aus ihrer Nähe verbannt. Sie zog mehrmals die Klingel, aber niemand kam.

Eine Beängstigung überfiel sie, die mit dem

Rhythmus der beschleunigten Blutwellen anschwoll. Zur Linken führte eine Thür in eine lange Reihe unbewohnter Zimmer, die auf eine in den Hof blickende Galerie mündete. Von dorther, aus dem Leeren kam die Angst über sie. Sie erhob sich bebend, griff nach dem ersten Kleidungsstück, das ihr in die Hände fiel, einem langen weißen Frisiermantel, den sie noch überwarf, und schlich barfüßig nach der Treppe, denn im unteren Stockwerk hörte sie Kurt die Balkonthür schließen. Sie wagte nicht zu rufen, denn sie fürchtete sich in der großen Stille vor ihrer eigenen Stimme.

Am Treppenabsatz, wo die Wandlampe brannte, huschte von hinten her ihr eigener Schatten an ihr vorüber und fiel wie eine schwarze Gestalt unten an der Treppe nieder. Sie hielt sich vor Schreck am Geländer und blickte regungslos auf das Schwarze, das gleichfalls unbeweglich zu ihren Füßen blieb. Da kam auf einmal die Wand in eine schwankende Bewegung, und unter ihr im Korridor tauchte eine zweite Gestalt auf, aber greifbar und körperhaft. Sie stieß einen gräßlichen Schrei aus, denn das Gesicht ihres ersten Gatten blickte ihr entgegen, sie hatte in Julius' Augen gesehen. Diese Augen starrten sie an, wie sie in jener schrecklichen letzten Stunde gestarrt hatten.

Schon hatte sie sich umgewandt, die Angst, die sie vorhin lähmte, gab ihr jetzt Kraft und trug sie wie mit Flügeln die Treppe hinauf. Sie hörte nicht, wie es hinter ihr ängstlich und beschwichtigend ihren Namen rief, sie flog wie ein Pfeil durch das offene Schlafzimmer ins Nebengemach, und ohne zu sehen, daß dort das Mädchen auf dem Diwan lang ausgestreckt den Schlaf der Gerechten schlief, rannte sie weiter von Thür zu Thür mit unglaublicher Schnelligkeit, und hinter ihr flogen geräuschlos die Tritte des Toten, ihres Opfers. Kein Laut kam dabei von ihren Lippen, sie dachte und empfand nur eins: sich vor ihm bergen, seine Augen nicht mehr sehen! Hinaus! Hinab! — Es war keine Absicht, keine Ueberlegung, sie wurde durch eine innere Gewalt geschleudert wie die Kugel aus dem Rohr.

Am Ende der Zimmerreihe warf sie sich über den Korridor nach der Galerie. Dort erreichte sie Kurt, schon an der Brüstung angelangt, und umfaßte sie von hinten, aber er taumelte mit der ganzen Kraft seines Anlaufs zurück, denn sie war an ihm niedergetaucht und hatte ihm nur den flockigen Ueberwurf in den Händen gelassen.

Ein paar Sekunden später, als er wieder fest

auf den Füßen stand, dröhnte schon unten im Hof der dumpfe Aufschlag ihres Körpers.

* *

*

Das tragische Ende der schönen Gräfin Wildegg blieb in der Oeffentlichkeit fast unbemerkt, denn sie war den Kreisen, denen sie angehörte, schon zu lange entfremdet. Man wunderte sich nur ein wenig, daß der Graf die Leiche nicht in die Familiengruft nach Mittenau überführte, sondern in aller Stille auf dem Campo Verano bestatten ließ.

Erst vor kurzem wurde die Welt noch einmal an die Tragödie des Hauses Wildegg erinnert, als die Zeitungen berichteten, daß Graf Kurt in Afrika bei einem Konflikt mit arabischen Sklavenhändlern, man wußte nicht recht wo und wie, gefallen sei.

Wer aber war der geheimnisvolle Verfolger und Rächer gewesen? Hatte Marinas Schuld einen Mitwisser gehabt, der die Rache des Toten übernahm? War es die Bosheit eines abgewiesenen Freiers oder eines entlassenen Dieners? War wirklich Therese, die sich nicht mehr blicken ließ, die Helferin, oder hatten unbekannte Hände zusammengewirkt, um das Opfer in die Schlinge zu verstricken? — Man erfuhr es nie, denn Kurt hatte sich

gescheut, das kühle Gras der Vergessenheit auszuroden, das um Marinas Hügel wuchs.

Wenn wirklich die Hand des Grafen Benno im Spiele war, so sollte er sich schwer verrechnet haben, denn die Verwandten gingen bei der Hinterlassenschaft leer aus, da die Wildeggschen Güter in wohlthätige Stiftungen verwandelt wurden.

# Sein Todfeind.

In dem Hochparterre des großen, mehrstöckigen Hauses waren tagaus, tagein die Läden geschlossen, und niemals drang ein Laut von innen nach der Straße. Man hätte die Räume für unbewohnt halten müssen, wäre nicht in den späten Abendstunden ein finster blickender Mann mit schwarzem Haar und Bart und gewählter Kleidung dort aus und ein gegangen. Auch sah man zu jeder Stunde der Nacht einen hellen Lichtschein durch die Läden dringen, der über alle Zimmer gleichmäßig verbreitet war.

Der Finsterling war seit Jahr und Tag das Rätsel des Stadtviertels. Man wußte nicht, was er trieb, noch woher er gekommen war, denn er verkehrte mit keiner Seele, und schon längst dachte niemand mehr daran, sich ihm zu nähern, weil die

10*

Wohlwollenden oder Neugierigen, die sich früher ab und zu an ihn herangedrängt hatten, übel angekommen waren. Die Nachbarschaft betrachtete ihn mit Mißtrauen, und wenn ihm Kinder auf der Straße begegneten, rissen sie vor seinem Anblick schleunig aus. Man glaubte, er müsse sich eines Vergehens wegen versteckt halten, und ein dunkles Gerücht wollte sogar wissen, daß der einsame Mann ein Menschenleben auf dem Gewissen habe; da jedoch seine Papiere in Ordnung waren und er regelmäßig seine Steuern bezahlte, war ihm nichts anzuhaben. Er seinerseits belästigte niemanden, nur mit seinen Hausgenossen schien er sich schlecht zu vertragen, wenigstens wechselten häufig die Mieter des oberen Stockwerks, und es hieß dann jedesmal, daß der wunderliche Insasse des Parterres sie hinausgeärgert habe. Das war aber auch alles, was über ihn in die Oeffentlichkeit drang. So wurde man es allmählich müde, sich über ein Geheimnis, zu dem man keinen Schlüssel fand, den Kopf zu zerbrechen, und schließlich gab niemand mehr auf den Menschenfeind und seine fledermausartigen Gewohnheiten acht.

Die Familie Stein, die seit dem Frühjahr den ersten Stock bewohnte, war schon durch das Gerücht gewarnt und hütete sich, mit dem unfreundlichen

Hausgenossen in Berührung zu kommen. Es zeigte sich aber bald, daß man ihn nur in Ruhe zu lassen brauchte, um vor seinen Anfeindungen völlig sicher zu sein, denn der Einsiedler ging seines Weges, ohne sich in das Thun und Lassen der neuen Ankömmlinge im geringsten zu mischen. Ilse, die junge Musikschülerin, konnte zu jeder Tageszeit stundenlang auf ihrem Flügel üben, ohne daß aus dem Parterre eine Klage laut wurde. Begegnete man sich zufällig im Hausflur, so ging man mit einem kurzen, aber höflichen Gruße aneinander vorüber; im übrigen sah man sich gegenseitig als nicht vorhanden an.

Seine eigenen Dienstboten wußten über den Sonderling nichts auszusagen, als daß er Müller hieß, Herr Doktor tituliert wurde und Privatgelehrter war. Er galt für wohlhabend, und in der That, eine Lebensweise wie die seinige war nicht mit beschränkten Mitteln zu vereinigen. Seine Wohnung glich nach dem Zeugnis der wenigen, die sie zu sehen bekamen, einem Raritätenkasten, so war sie vollgestopft mit Büchern, Bildern, Karten, kostbaren Instrumenten und mit Sammlungen aller Art. Er hielt einen Kammerdiener und einen Koch, die ihr Amt mit geräuschloser Pünktlichkeit zu versehen hatten und nicht im Hause schliefen. Um Mit-

ternacht speiste er und ging dann regelmäßig bis gegen zwei Uhr morgens spazieren. Den Rest der Nacht benützte er zum Lesen und Schreiben und zur Herstellung und Regulierung von allerlei künstlichen Mechanismen, deren Uhrwerke man in der Stille ganz deutlich ticken hörte; währenddessen mußten alle Räume taghell erleuchtet sein. Bei Sonnenaufgang legte er sich schlafen.

Ein paar Monate waren verflossen, als unerwartet zwischen Parterre und erstem Stock eine Annäherung stattfand.

Zum Haus gehörte ein nicht großer, aber schöner und dichter Garten, zu dem nur der Mieter des Parterres den Schlüssel hatte; dieser aber setzte nie den Fuß hinein — aus Verdruß, so hieß es, über die Balkons der oberen Stockwerke, die nach dem Garten sahen. Auch Ilses Zimmerchen hatte einen solchen Balkon, und das strebsame Kind benützte ihn gerne, um des Nachmittags, wenn die Zimmer vor Schwüle dampften, mit irgend einem ernsten Buche draußen zu sitzen und zu lesen.

Eines Tages nun entglitt ihr das Buch — es war ein Band von Plutarchs Lebensbeschreibungen — und fiel von der Balustrade in den Garten. Ilse wartete, bis sie am Oeffnen der Läden erkannte, daß Doktor Müller aufgestanden war. Dann

schickte sie das Mädchen hinunter und ließ um den Gartenschlüssel bitten, damit sie ihr Buch aus der Nelkenrabatte holen lassen könne.

Das Mädchen kam alsbald zurück mit dem Buch, das Herr Müller selbst aus der Rabatte geholt hatte, und mit dem Schlüssel, den er dem Fräulein für künftige Fälle zur Verfügung stellte. Aus der knappen Form der Botschaft glaubte Ilse eine Beschwerde wegen Störung herauszuhören, und sie sandte augenblicklich den Schlüssel zurück mit der etwas spitzig gehaltenen Versicherung, daß sie künftig achtsamer sein und den Herrn des Gartens kein zweites Mal bemühen werde.

Sie glaubte die Sache abgethan, als zu ihrer nicht geringen Bewunderung Doktor Müller in eigener Person mit dem zurückgewiesenen Schlüssel erschien. Er entschuldigte sich zuvörderst, daß seine Botschaft nicht richtig ausgerichtet worden sei, indem ihm nichts ferner gelegen habe, als sich durch die Anfrage um den Schlüssel belästigt zu fühlen. Er bedauere schon lange, daß der schöne Garten, zu dessen Besuch er niemals Zeit finde, so ganz unbenutzt liege, und es würde ihn freuen, wenn die neuen Hausgenossen sich als die Herren desselben betrachten wollten. Sie möchten die Annehmlichkeiten des Gartens als einen Ausgleich der Unbe-

quemlichkeiten ansehen, die durch einen Hausgenossen von so abweichenden Gewohnheiten gelegentlich verursacht werden könnten.

Einem so lockenden Anerbieten war nicht zu widerstehen, und der Schlüssel wurde nach einigem Zögern mit vielem Danke und mit der Versicherung angenommen, daß man im ersten Stock noch niemals die geringste Unbequemlichkeit von seiten des Parterres verspürt habe, was die reinste Wahrheit war.

Darauf trat Herr Müller, der wohl seit Jahren kein so langes Gespräch geführt hatte, den Rückzug an. Unter der Thür blieb er noch einmal stehen, indem er sich an Ilse wandte, und schien etwas sagen zu wollen. Er sagte aber nichts, sondern geriet plötzlich in Verwirrung, wechselte die Farbe, was seinen harten Zügen einen seltsamen Ausdruck gab, und nahm einen ganz schroffen und unvermittelten Abgang.

Ilse sah ihm betroffen nach. Sie wußte nicht, warum, aber sie hatte in diesem Augenblick die sichere, unabweisbare Empfindung, daß von diesem Manne Unheil ausging, und daß er selbst einmal kein gutes Ende nehmen werde. Doch das entzückte Lob der Eltern, die über die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit des unerwarteten Be-

suchs nicht Worte genug finden konnten, verwischte den peinlichen Eindruck aus ihrer Erinnerung.

War das der gehässige Menschenfeind, der mit der ganzen Welt auf dem Kriegsfuß stand und immer darüber nachdachte, wie er seine Mitbewohner ärgern und aus dem Hause treiben konnte? Nein wahrlich, schlimmer war nie ein Mensch verkannt worden, und Müller mußte seine guten Gründe gehabt haben, wenn er den früheren Mietern schroff begegnet war.

Sein Auftreten zeugte von guter Herkunft und vortrefflicher Erziehung, nur daß ihm die lange Abgeschlossenheit etwas Unsicheres gegeben hatte, das er augenscheinlich hinter einem schroffen Wesen zu verbergen suchte. Alles in allem kam das Steinsche Ehepaar zu dem Schluß, daß es zwar angenehm und interessant wäre, mit Doktor Müller näheren Umgang zu pflegen, daß jedoch dem Sonderling gegenüber die äußerste Vorsicht geboten sei, um ihm nicht beschwerlich zu fallen. Offenbar war er des menschlichen Verkehrs so entwöhnt, daß ihm das Sprechen selber Mühe machte, denn er hatte sogar seine übrigens wohlklingende und nur etwas zu tiefe Stimme nicht mehr recht in der Gewalt.

Es mußten herbe Enttäuschungen, schwere

Schicksalsschläge gewesen sein, die den kräftigen, mit glücklichem Aeußeren begabten, anscheinend gesunden Mann in der Blüte der Jahre zur Weltflucht getrieben hatten, und die drei Menschen, die so unerwartet mit ihm bekannt geworden waren, gedachten seiner fortan mit der freundlichsten Teilnahme. Den Gerüchten, die in der Oeffentlichkeit über ihn umgingen, wurde gar kein Wert beigelegt — es war nur natürlich, daß seine ungewöhnliche Lebensweise die Phantasie der Leute in Thätigkeit gesetzt hatte, und daß sein scheues Wesen von den Oberflächlichen als schlechtes Gewissen gedeutet wurde.

Wie es nun auch in Wahrheit um ihn stehen mochte, jedenfalls hatte man in der Familie Stein alle Ursache, Gutes von ihm zu denken. Der Garten mit seinen schattigen Bosketts und Lauben war ein Labsal, das man bald nicht mehr entbehren zu können glaubte. Die überwachsenen Wege wurden gesäubert, die verwilderten Beete beschnitten und gepflegt, und es blieb den glücklichen Nutznießern nichts zu wünschen übrig, als daß der Spender dieser Freuden sie mit ihnen teilen möchte.

Dieser aber hatte sich aufs neue tief in seine Höhle verkrochen und kam nicht mehr zum Vorschein. Vater Stein hatte natürlich gleich des an-

dern Tages im Parterre seine Karte abgegeben, war aber nicht empfangen worden. Somit ehrten die Steinschen Müllers Zurückgezogenheit und machten keine weiteren Versuche, ihm ihren Dank zu bezeigen. Sie beschränkten sich darauf, ihm lästige Geräusche fern zu halten und seinen Gewohnheiten so viel wie möglich Rechnung zu tragen. Ilse band sich mit ihrem Klavierspiel freiwillig an die Stunden, wo sie hoffen konnte, ihn am wenigsten zu stören, und wenn sie fortan nach Mitternacht die Hausthür knarren hörte, so dachte sie teilnehmend: „Jetzt macht er sich auf den Weg," und ihre Phantasie begleitete ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen.

Obgleich er ihr niemals in den Weg trat, schien es dem jungen Mädchen, als ob zwischen ihm und ihr ein heimlicher Faden angesponnen wäre. Wenn sie ihm begegnete, warf er ihr lange, forschende Blicke nach, die sie mehr empfand als sah und die sie sich bei seinem sonstigen Wesen nicht recht zu deuten wußte. Daß ihre Erscheinung auffiel, war ihr zwar nichts Neues, denn sie war eine schlanke, anmutige Jugendgestalt mit einer ernsten Lieblichkeit im Antlitz, die zu Herzen ging. Aber Müllers Blicke suchten nicht ihr Aeußeres, sie drangen mit bohrender Schärfe nach innen, als ob sie ihr das

heimlichste Empfinden und Denken abfragen wollten.

Ilse fühlte sich zu dem Einsamen hingezogen, denn sie war selbst durch Anlage und Erziehung eine einsame Natur. Sie redete nie ein überflüssiges Wort und führte Krieg mit allem Schiefen, Unwahren und Verschwommenen. Der väterliche Einfluß, der im Hause Stein überwog, hatte sie über ihre Jahre hinaus gereift und ihren Sinn frühzeitig auf ernste Dinge gelenkt. Sie lebte ganz in einer geistigen Welt. Mädchenfreundschaften hatte sie keine, und seitdem ihr einziger Bruder auswärts studierte, fehlte ihr aller kameradschaftlicher Verkehr. So weckte der schweigsame Hausgenosse, in dem sie verwandte Saiten ahnte, ein heimliches Interesse, das ihr selbst nicht völlig bewußt wurde.

Neuerdings gab sie sich mit Leidenschaft der Pflege und dem Genuß des Gartens hin. Sie war selig, wenn sie mit Gießkanne und Rechen hantieren konnte, und hatte zu jeder Pflanze und jedem Baum ein persönliches Verhältnis. Wenn ihr im Haus die Wände zu eng wurden, so eilte sie zu ihren Blumen hinunter und oft warf sie sich mit einem Schrei auf den Rasengrund, um im Uebermaß jugendlicher Lebenslust den Erdboden ans Herz zu drücken.

Auch des Abends saß sie gerne im Freien und studierte aus einer Sternkarte, die ihr der Vater geschenkt hatte, den Fixsternhimmel, indem sie beim Schein eines Windlämpchens die Zeichen der Karte mit denen des Firmamentes verglich. Jede neue Entdeckung wurde mit Jubel begrüßt. Der strahlende Arktur, die Vega, der zierliche Delphin und all die andern sommerlichen Gestirne waren ihr schon liebe Freunde geworden, deren Platz sie immer mühelos wiederfand. Nur ein Stern erster Größe, den die Karte verzeichnete, wollte sich ihrer Beobachtung nicht stellen. Dort drüben über dem Bergwald, dessen Kuppe vom Garten aus sichtbar war, hätte nach ihrer Berechnung die Capella aufgehen müssen, und Ilse wartete Abend für Abend auf ihr Erscheinen; doch das Gestirn that ihr diesen Gefallen nicht. Die Eltern, die sich zuerst an den astronomischen Studien mit beteiligt hatten, wurden es bald müde, sich die Hälse zu verdrehen, und ließen, sobald es dunkelte, ihr Mädchen allein im Garten. Einstmals nun, als sie sich über ihrer Karte verspätet hatte, vernahm Ilse plötzlich einen Schritt, ein Schatten tauchte vor ihr auf und sie erkannte den rätselhaften Hausgenossen.

Mit einer Stimme, die wie aus der Unterwelt heraufstönte, entschuldigte er sich wegen der Stö-

rung und erbot sich, den Garten, in dem er sich ganz allein geglaubt habe, sogleich zu verlassen.

Ilse erhob sich befangen und antwortete, daß sie sich ihrer dilettantischen Liebhaberei schämen müßte, wenn sie dadurch den rechtmäßigen Besitzer des Gartens vertrieben hätte, und daß es vielmehr an ihr sei, den Platz, den sie über Gebühr in Anspruch genommen habe, zu räumen.

Dies ließ natürlich Müller nicht zu, ein Wort gab das andere, und man kam zu dem Schluß, daß der Garten groß genug für beide sei. Statt aber nach dieser Erkenntnis seine Wanderung fortzusetzen, blieb Müller stehen und sagte, indem er sich über die auf der Bank liegende Sternkarte beugte, mit seiner Grabesstimme: „Eine gute Karte; ich besitze sie auch."

Damit war auf einmal das Eis zwischen den beiden gebrochen. Ilse erzählte ihm von ihren vergeblichen Bemühungen, die Capella zu finden, die doch nach Angabe der Karte über dem Horizont stehen mußte, und Müller, der mit dem Nachthimmel aus alter Gewohnheit vertraut war, erklärte ihr, daß sie auch wirklich da sei, zur Stunde aber noch von dem Berg verdeckt werde. Da er keine Eile zeigte, die Unterhaltung abzubrechen, stellte Ilse noch diese und jene Frage an ihn, wo-

bei es sich zeigte, daß er gute astronomische Kenntnisse besaß und sie nicht ungern mitteilte. Er erschien überhaupt wie die richtigen Nachtgeschöpfe in der Dunkelheit lebendiger als am Tage, und obwohl er nur stoßweise und abgerissen sprach, konnte das Mädchen doch erkennen, daß es ihm wohlthat, eine freundliche Menschenstimme zu hören.

Am Ende holte er sogar ein schönes, großes Teleskop aus seiner Wohnung herbei, das er im Garten aufpflanzte, um ihr die zunehmende Mondsichel darin zu zeigen.

Ilse, die den Mond noch nie durch ein Fernrohr gesehen hatte, schrie fast auf vor Erstaunen über den Anblick dieser fernen einsamen Welt mit ihren abenteuerlichen Formationen, ihren Trichtern und Wällen, die weißschimmernden Eiszapfen glichen und über deren ewiger Todesstille soeben eine junge Sonne aufging.

Müller stand geduldig hinter ihr, um das eilende Gestirn, das ihrer Betrachtung nicht standhalten wollte, immer wieder in den Rahmen seines Fernrohrs einzufangen. Unendliche Räume waren vor den beiden aufgethan, während ihre nächste Umgebung mehr und mehr in Stille und Dunkelheit versank. Ilse kam es vor, als schwebte sie selbst auf der stillen, lichtumflossenen Geister-

insel da oben, und in Weltenferne sei ihr keine andere Seele mehr erreichbar, als die ihres geheimnisvollen Führers, der mit ihr die ewigen Einsamkeiten durchwanderte.

Aber plötzlich trat der Mond hinter eine Wolke, und Müller, wie aus einem Traume auffahrend, schob rasch sein Instrument zusammen, nahm das Gestell unter den Arm und entfernte sich mit einer stummen Verbeugung.

Ilse stand unbeweglich, bis er hinter der Thür seines Gartenzimmers verschwunden war, und als sie später ihren Eltern von der seltsamen Begegnung erzählte, mußte sie sich selber fragen, ob sie nicht das alles geträumt habe. Aber wochenlang beschäftigte sie die Erinnerung an das Erlebte und sie hätte viel darum gegeben, noch einmal einen Blick durch das Teleskop ins Land der Wunder thun zu können. Müller ließ sich jedoch kein zweites Mal sehen, es war, als ob es ihn reute, so menschlich mit einem jungen Menschenkind verkehrt zu haben, und Ilse verlor nun mit einemmal den Geschmack an der einsamen astronomischen Beschäftigung.

Doch eines Abends, als die Eltern schon schliefen und Ilse allein mit einem Buch bei ihrer Lampe saß, fiel ein Steinchen gegen ihr Fenster, und un-

ten bei der Nelkenrabatte stand Müller, der ihr hastig winkte, herabzukommen. Ilse verstand sofort, was er ihr mitteilen wollte; sie nahm ein Mäntelchen um und huschte die Treppe hinunter in den Garten.

Die Sterne funkelten groß und mächtig, und über dem Bergwalde lag eine Helligkeit, aus der rote, grüne und blaue Strahlen hervorzuckten; es war die Capella, die mit unerhörtem Glanz, fast mondhell und farbenwechselnd emporstieg. Ilse sah mit andächtigem Entzücken dem Aufgang des Gestirnes zu, das sich einen Augenblick wie ein Flammenzeichen auf die Spitze des Berges pflanzte und dann unter fortdauerndem Strahlenwerfen seinen Siegeszug gegen den höheren Himmel fortsetzte. In ihrer Freude dankte sie dem einsamen Mann, als ob er ihr ein Geschenk gemacht hätte.

Dieser aber nahm ihre freundlichen Worte mürrisch auf. Ein menschenfeindlicher Geist schien sich seiner bemächtigt zu haben, denn als Ilse nach einiger Zeit die Bemerkung machte, daß die Capella auf einer gewissen Höhe ihr Farbenspiel einstellte und nun mit einemmal sogar kleiner erschien, da lachte er höhnisch auf und sagte: „Sie macht es wie unsre irdischen Schönheiten, wenn sie am Ziele stehen und die Blendung nicht mehr nötig haben.“

Ilse sah ihn verwundert an und wußte nicht, was sie mit diesem Ausfall machen sollte. Er lenkte auch sogleich ein, indem er ihr erklärte, daß das Farbenspiel und die scheinbare Größe des Gestirns beim Aufgang nur eine durch den Dunst hervorgebrachte Täuschung der Augen sei. Doch konnte er es nicht lassen, in beißendem Tone hinzuzusetzen: „Es ist alles Täuschung — da oben am Himmel so gut wie hier auf der Erde. Das merken Sie sich beizeiten, mein junges Fräulein."

Jetzt wurde Ilse seine Nähe unbehaglich; er erschien ihr auf einmal wieder wildfremd, und ein Frost ging von ihm aus, den sie körperlich zu spüren glaubte. Sie zog ihr Mäntelchen zusammen und eilte, aus dem Garten zu kommen.

Aber Müller hielt mit ihr Schritt und fragte mit seiner hohlen Stimme, ob ihr denn die astronomischen Studien bereits langweilig geworden seien.

Ilse antwortete gerade heraus, sie sehe, daß er mißgestimmt sei, und wolle ihn daher lieber seiner eigenen Gesellschaft überlassen.

„O, verzeihen Sie," entgegnete er in einem Tone zwischen Ergebenheit und Ironie, „ich war mir nicht bewußt, verstimmt zu sein. Es ist leider bei mir der natürliche Grundton, was Sie da ge-

hört haben, und wenn Sie mich deshalb meiden wollen, kann ich nie mehr auf Ihre Gesellschaft hoffen."

„Aber warum —?" begann Ilse stehen bleibend, da unterbrach er sie durch eine Handbewegung:

„Wollen wir einen Bund schließen? Ich bin ein altes, verrostetes, mißtönendes Instrument, aber ich fühle, daß Sie, gerade Sie mich noch gebrauchen könnten. Ich stelle mich mit allem, was ich kann und weiß, zu Ihrer Verfügung. Warum, hat Sie nicht zu kümmern. Behandeln Sie mich als ein Ding, als einen Stock, den man benützt und weglegt, als eine Leiter, auf der man einen Aussichtsturm ersteigt, meinetwegen als ein Nachschlagebuch. Dagegen fordere ich nur das eine, daß Sie ein Auge zudrücken über meine Unarten und mich nie durch eine Frage an mich selbst erinnern. Ich will vergessen, was ich bin, und will nur suchen, mich Ihnen nützlich zu machen. Wollen Sie?"

„Gerne," antwortete Ilse einfach, denn sie hatte bei aller Bescheidenheit die der Jugend natürliche Ueberzeugung, daß alle ihr geleisteten Dienste sich in sich selbst belohnten. Dabei reichte

sie ihm ihre Hand, die er eine Zeitlang in der seinigen hielt, weder fest noch lose, und sie dann ohne Druck wieder frei gab.

Der seltsame Bund befestigte sich darauf von Tag zu Tage. So oft er sie allein wußte, kam Müller zu ihr in den Garten, sie durchstreiften mit dem Fernrohr die himmlischen Räume, er zeigte ihr nach und nach, wie sie in Sicht kamen, die Monde des Jupiter, den Saturn mit seinem Ring, die Venus als Sichel, und belehrte sie über den Umlauf der Planeten. Er lieh ihr Bücher und Karten, schenkte ihr wunderliche Petrefakten und ähnliches. Bald hatte er von merkwürdigen Naturerscheinungen, bald von seltsamen Beobachtungen aus dem menschlichen Leben zu erzählen. Er eröffnete ihrem Geist weite Horizonte, die sie noch nie erblickt hatte, und sie folgte ihm erfreut und dankbar, wohin er sie führte. Sie war noch so jung und so voll Fragen an das Leben, daß sie in dem gereiften weltabgewandten Mann einen einsamen Weisen, einen Magier zu sehen glaubte, der gekommen sei, um sie höheren Erkenntnissen zuzuführen, und ihre Phantasie wob ihm eine Gloriole aus lauter Mondlicht und Sternenglanz.

Nicht so gut wie mit der Tochter verstand Müller sich mit den Eltern, so wohlwollend ihm auch

diese begegneten. Wenn Vater oder Mutter hinzukam, so pflegte er sich als Eindringling im Garten zu entschuldigen und in Bälde zu verschwinden. Auch achtete er wohl darauf, durch kein gesellschaftliches Zugeständnis eine Verpflichtung zu übernehmen, die ihn aus seiner Abgeschlossenheit herausgetrieben hätte. Er hielt daran fest, sich als einen Lebendigtoten, einen nur zur Nachtzeit geistweis Umgehenden ansehen zu lassen.

Ilse verlebte ein paar reiche und köstliche Wochen, in denen der Einsiedler nach und nach einen lange gesparten Schatz von Gedanken, Kenntnissen und Erfahrungen über sie ausschüttete. Jedes Zusammensein brachte ihr eine Ueberraschung und ließ ein Gewühl von Fragen, eine Erwartung neuer noch größerer Dinge in ihr zurück, bis ihr ganzer Tag nur ein Warten auf die Dämmerstunde wurde, die sie mit Müller wieder zusammenführte. Die Eltern schüttelten zwar die Köpfe, aber sie kannten ihr Mädchen und legten der ungleichen Freundschaft kein Hindernis in den Weg.

Aber allmählich trübte sich der Himmel über ihrem Haupt. Je bekannter sie wurden, und je mehr Müller sich vor ihr gehen ließ, desto stärker trat jener bittere Grundton, von dem er einmal gesprochen hatte, in seinen Reden hervor. Es war

ein Zähneknirschen gegen die ganze Menschheit, gegen Natur und Schicksal, untermischt mit Selbstanklagen, aus denen der herbe Groll um ein verlorenes Leben klang.

„Wie es noch spielen kann, dieses Kind," sagte er kopfschüttelnd in einem Tone zwischen Neid und Spott, wenn er Ilse so glücklich unter ihren Blumen sah.

Diese suchte ihn mit jugendlichem Feuer von seinem Pessimismus abzuziehen.

„Sind Sie denn nicht auch ein Kind der Natur?" sagte sie. „Sehen Sie sich doch nur um, wie alles Ihnen entgegenkommt. Die Blumen, die Vögel, die blaue Luft und der Sonnenschein — alle möchten Ihnen Liebes thun. — Warum können Sie nicht glücklich sein?"

Er deutete schweigend auf seinen Scheitel, den ein verfrühter weißer Streif durchzog, und entfernte sich.

Von solchen Gesprächen nahm Ilse einen heimlichen Stachel mit nach Hause. Mitunter wenn sie am Flügel saß, sanken ihr in einer plötzlichen lähmenden Traurigkeit die Hände von den Tasten. Warum war sie so jung und reich und konnte doch dem Darbenden da unten nichts von ihrem Ueberfluß abgeben? Und er, der Weise und Starke, der

auf jede ihrer Fragen die Antwort hatte, wie kam es, daß er nur sich selber weder raten noch helfen konnte?

Nach monatelangem Verkehr wußte sie von ihm nicht mehr als am ersten Tage, denn er bedeckte seine persönlichen Erlebnisse mit dem tiefsten Stillschweigen. Ein einziges Mal war ihm eine Aeußerung entfahren, die sich auf seine Schicksale bezog.

„Auch ich hätte können ein glücklicher Mensch werden," hatte er vor sich hin gesagt, „aber ich hatte einen Todfeind —"

Hier war er verstummt, als ob er zu viel gesagt hätte, und es war Ilse nicht gelungen, ihm eine weitere Erklärung zu entreißen. Nur auf die Frage, ob dieser Todfeind denn noch immer Macht über ihn habe, hatte er geantwortet: „Er begleitet mich durchs Leben."

Aber er sagte es in so ironischem Ton, daß sie wieder nicht wußte, ob es Scherz oder Ernst war.

Doch nahm sie eher das letztere an, denn er liebte es, das Ernste in einen herben Scherz zu kleiden, und die Worte gingen ihr beständig im Kopf herum. Sie brachte sie in Verbindung mit einem ihr zu Ohren gekommenen Gerücht, wonach Müller einen Gegner im Duell erschossen haben sollte. Das Bild dieses Toten, meinte sie, sei der Tod-

feind, der ihn im Leben nicht mehr heimisch werden lasse, und zu der bewundernden Dankbarkeit, die sie ihm entgegenbrachte, gesellte sich das innigste Mitleid. Sie lauschte ihm ab, welche Musik er am liebsten hörte, und vom Klavier aus sprach sie nur noch zu ihm; sie suchte durch den Feenreigen Mozartscher Melodien sein krankes Gemüt zu beschwichtigen und schüttete den Ueberschwang ihrer eigenen Seele in Beethovenschen Sonaten vor ihm aus. Und immer, wenn sie ihn nicht sah, bildete sie sich ein, er gleiche mit seinem wirren Haarschopf ihrer Beethovenbüste.

Das Wiedersehen brachte dann regelmäßig eine Ernüchterung, weil das Bild, das sie sich von ihm machte, auf die wirklichen Maße nicht passen wollte. Doch wie oft sie auch enttäuscht zurückwich, der Bann war nicht zu brechen. Wo sie ging und stand, fand sie sich von den Zeichen einer tiefen, aber bescheidenen Neigung umgeben. Er rührte sie durch kleine Aufmerksamkeiten, die er in seiner Schroffheit gar nicht als solche anerkannt wissen wollte: unsichtbare Hände füllten die Kannen, aus denen sie ihre Pflanzen begoß, und wie durch Zauber wuchsen um ihren Lieblingssitz neue seltene Blumen empor. Bücher, nach denen sie zufällig fragte, erschienen auf der Stelle, noch unaufgeschnitten

und frisch aus dem Buchladen kommend. Ueberhaupt schien Müller nur noch für sie zu leben. Er ging auf alle ihre Interessen ein, suchte ihre Gedanken, ihre Neigungen, ihre geheimsten Wünsche zu erraten. Aber alle Bemühungen, ihm einen Funken Lebenslust zu entlocken, waren vergeblich. Seine Stimmung verdüsterte sich zusehends. Je freundlicher sie ihn anfaßte, um so schmerzhafter zuckte er zusammen; es war, als ob er nur noch feindselige Berührungen ertragen könnte, und Ilse mußte sich endlich sagen, daß sie ihm mit ihrer Freundschaft mehr wehe- als wohlgethan hatte.

Nun beschloß sie, seine Gesellschaft zu meiden, und erschien des Abends nicht mehr im Garten. Aber jetzt verbrachte er halbe Nächte vor ihrem Fenster, sie hörte, wie er ruhelos auf und nieder ging, den Spazierstock, den er aus Gewohnheit immer bei sich trug, dann und wann wie im Zorn über sich selbst in die Erde stoßend, und seine Unruhe teilte sich der Lauscherin mit, die sich fort und fort in bangem Mitleid fragte, was ihm nur fehle.

Wanderte sie am Morgen mit ihren Notenheften nach der Musikschule, so sah sie Müllers Schatten hinter den Gardinen und wußte, daß er, statt wie sonst um diese Stunde zu schlafen, am Fen-

ster stand und auf ihr Vorübergehen wartete. Als er endlich mit allen seinen Gewohnheiten brach und am hellen Mittag wie ein Gespenst im Garten umherschweifte, nur um einen Blick auf ihr Balkonfenster zu werfen oder ihr helles Kleid zwischen den Bäumen schimmern zu sehen, konnte sie nicht länger zweifeln, daß er sie liebte.

Ein heißer Schreck durchfuhr sie, und beim Gedanken, daß er Gegenliebe fordern könnte, bäumte sich ihr ganzes Innere wie gegen einen feindlichen Ueberfall auf. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Sie sagte sich sofort, daß er niemals Gegenliebe fordern würde. Eher würde er in aller Stille Haus und Stadt verlassen und auf immer verschwinden, als durch ein Wort verraten, was in ihm vorging. Und wenn sie ihn nun wirklich verlöre, den Freund, an dem sie so viel besessen hatte? Es fiel ihr auf die Seele, welche Lücke er in ihr Dasein reißen würde, wenn er auf ganz und immer verschwände und sie nicht mehr im stande wäre, ihn zurückzurufen. Ihr Herz neigte sich ihm aufs neue und mit verstärkter Teilnahme entgegen. Warum sollte sie seine edle, verschwiegene Neigung nicht erwidern können und ihm durch das Geschenk ihrer Person vergüten, was das Leben an ihm gefehlt hatte? Er freilich hielt sich nicht mehr für

fähig, Neigung einzuflößen, weil er sich viel zu alt und zu verbraucht fand. Oder war es der „Todfeind", der ihm nach seiner Meinung den Weg zum Glücke verschloß? Es reizte sie, mit diesem Todfeind, der ihr den Freund gefangen hielt, den Kampf zu wagen, wie eine Heldin in sein dunkles Reich hinabzusteigen und den Geretteten mit sich an das Tageslicht heraufzuführen. — Dennoch schwankte sie in quälenden Zweifeln. Sie hatte sich die Liebe so ganz anders gedacht, so viel stärker und elementarer, wie eine mächtige Flutwelle, die den Menschen ergreift und fortträgt, ohne daß er fragen kann, wohin. Es ging ihr nicht ein, daß etwas wie Selbstüberredung dabei sein sollte, und sie fühlte doch deutlich, daß dies bei ihr der Fall war. So stand sie ratlos ihrem eigenen Herzen gegenüber.

Der Zufall wollte, daß sie Müller mehrere Tage nicht zu Gesicht bekam. Vielleicht war er krank, vielleicht schon abgereist, sie scheute sich, nach ihm zu fragen, aber es war ihr weh zu Mute, sie hielt es bei keiner Beschäftigung aus, ihre Blumen freuten sie nicht mehr wie sonst, und die ganze Natur schien ihr zu siechen. Wohl zehnmal des Tages huschte sie in den Garten hinab, um nach den Parterrefenstern zu sehen, ob sich nichts dort regte. Eine siedende Angst war in ihr aufgestiegen, daß ihm hin-

ter seinen geschlossenen Läden etwas Böses widerfahren sein könnte. Sie machte sich Vorwürfe, ihn so ganz sich selber überlassen zu haben, die unheimlichsten Bilder traten vor ihre Einbildung, und es schien ihr, als müßte das Leben, wenn sie ihn verlöre, völlig wertlos für sie werden.

In diesen Augenblicken der Angst that sie sich selbst ein heiliges Gelübde, ihn nicht länger in Ungewißheit zu halten, sondern sobald sie ihn wieder sähe, ihm ein unzweideutiges Zeichen ihrer Neigung zu geben.

Es war, als nehme das Schicksal sie beim Wort, denn während sie noch in diesen Gedanken stand und nach seinen geschlossenen Läden blickte, ging ein Flügel auf, ein schwarzer Kopf erschien in der Umrahmung und verschwand sogleich wieder. Aber gleich darauf öffnete sich die Thür des Gartensalons, Müller kam die Stufen herunter und langsam, widerwillig, wie gezogen näherte er sich der Stelle, wo Ilse stand.

„Gott sei Dank,“ fuhr diese unwillkürlich heraus, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

Er zog die seinige zurück und fragte barsch: „Was wollen Sie von mir?“

Das Mädchen blickte erstaunt zu dieser unfreundlichen Begrüßung.

„Ich suchte mich von Ihrer Gesellschaft zu entwöhnen," fuhr er fort, „aber Sie haben mich wieder herbei gezwungen. — Ich spüre es durch die Mauer hindurch, wenn Sie mich rufen."

Ilse verging der Atem, denn jetzt war der Augenblick da, wo sie den vor sich selber abgelegten Schwur halten mußte, und doch spürte sie soeben aufs neue und stärker als je die rätselhafte Abstoßung, die sein inneres Wesen auf das ihrige ausübte.

Sie begann mit wankender Stimme, daß sie sich wegen seines langen Fernbleibens Sorge gemacht habe, aber er ließ sie gar nicht ausreden.

„Das ist ja Unsinn," unterbrach er sie in feindseligem Ton, „ein Mädchen wie Sie und ich! — Sie belügen sich — es ist gar nicht möglich, daß Sie solchen Anteil an mir nehmen."

„Sie wissen, daß es möglich ist, sonst würde ich es nicht sagen," antwortete sie mit der liebenswürdigsten Einfachheit, aber auch diese herzlichen Worte verfehlten ihre Wirkung, denn Müller wurde nur immer finsterer und schüttelte stumm den Kopf.

Ilse nahm einen gewaltsamen Anlauf. „Sie haben mir einmal das Versprechen abgenommen, Sie nie nach Ihren Schicksalen zu fragen. Ich habe es auch bis heute gehalten. Aber jetzt kann

ich Sie nicht länger so unglücklich sehen, Sie müssen mir endlich sagen, was es ist, das Sie quält."

„Sie quälen mich, sonst nichts und niemand. Machen wir ein Ende," antwortete er rauh und wandte sich zum Fortgehen, aber mit seiner gewohnten Unschlüssigkeit blieb er nach ein paar Schritten stehen und ließ Ilse herankommen, die teilnehmend seine Hand ergriff.

„Warum machen Sie es mir so schwer?" sagte sie mit freundlichem Vorwurf. „Sie müssen doch fühlen, daß ich Ihnen wohlthun möchte."

Ein Zucken lief über sein Gesicht, das sich für ein skeptisches Lächeln geben wollte, aber mehr nach verhaltenem Weinen aussah.

Er riß seine Hand los, machte ein paar Schritte von ihr weg und sagte umkehrend: „Ich kann Ihnen nicht für Ihre Güte danken, weil ich sie gar nicht auf mich selbst beziehe. Der Mann, dem sie gilt, existiert nur in Ihrer Phantasie. Wenn Sie mich kennten, wie ich bin, würden Sie mir in einem weiten Bogen aus dem Wege gehen."

Ilse ließ sich durch diesen Ton nicht irre machen. Sie blieb dabei, daß sie an ihn glaube, auch gegen sein eigenes Zeugnis. Sie wisse durch die Geschwätzigkeit der Nachbarn, daß ein tragisches Ereignis sein Leben verdüstert habe. Nach

dem Thatbestand habe sie nie geforscht, denn sie wolle seine Geschicke nur aus seinem eigenen Munde kennen lernen. Was es auch sei — Unglück oder Schuld — er dürfe ihr den Freundesanteil an der Last, die er trage, nicht länger vorenthalten.

Müller bohrte während ihres Redens mit dem Spazierstock finster in der Erde. Jetzt lachte er hart und höhnisch auf.

„Unglück! Schuld! Ja, das ist das romantische Netz, worin sich die Phantasie der Jugend verfängt. Dann glaubt man nur die eigene reine Rechte ausstrecken und das Wort der Erlösung sprechen zu dürfen, damit dem Unglücksmann sein vergangenes Leben wie ein abgetragenes Kleid vom Leibe fällt. Aber lassen Sie sich sagen, Ilse, daß ein jeder nur sich selbst erlösen kann, wenn er das Zeug zu einer Wiedergeburt in sich hat. Können Sie dem, der sich zum Krüppel geboren weiß, das Vertrauen in die eigenen Kräfte und die Freude an sich selber geben, ohne die alle Erdengüter nichtig sind? Ja, nichtig auch die Liebe, so blasphemisch Ihnen das klingen muß, denn im tiefsten Grunde hat und genießt ein jeder nur sich selbst. Oder können Sie Wunder thun? Können Sie dem Verstümmelten das verlorene Glied ersetzen, daß

er jubelnd die Krücke ins Gras wirft und mit Ihnen zum Tanze geht? Nein, Ilse, das können auch Sie nicht — und wenn Sie es könnten, Sie würden es nicht einmal wollen."

„O doch," murmelte sie niedergeschlagen, „ich würde es wollen."

„Sie würden nicht. Ich weiß wohl, daß Sie glauben, mir gut zu sein, aber es ist nur Romantik, die Sie blendet. Träte ich Ihnen um einen einzigen Schritt näher, so würde die Blendung weichen und Sie führen mit Grauen zurück. Doch seien Sie ruhig, in diese Lage bringe ich Sie nicht. Dazu bin ich ein zu guter Menschenkenner und — wenn Sie wollen, zu eitel."

„Nein, nein, so ist es nicht. Ich kenne Sie besser," antwortete Ilse in einem Protest, der immer leiser wurde, während ihr der Kopf allmählich bis auf die Brust heruntersank, wie überwältigt vom Gewicht einer Wahrheit, die sie fühlte, aber nicht verstand.

„So, Sie kennen mich besser?" sagte er und hieb mit dem Stock ein paarmal in die blühenden Rabatten, daß es Ilse war, als ob mit ihren Blumen ihr eigenes Herz entblättert würde. — „Aber haben Sie sich zum Beispiel vorgestellt, wenn ich so

malerisch in die Fetzen meines Lebens drapiert vor Ihnen auf und nieder ging und die Teilnahme sah, die ich Ihnen einflößte, daß ich dabei heimlich lachte über mich und über Sie — und am meisten über die späten, viel zu späten Wünsche, die in mir erwacht sind? Und doch konnte ich mir's nicht versagen, ich mußte diese letzte Genugthuung auskosten. Vielleicht war ich auch Komödiant genug, absichtlich zu Ihrer Täuschung beizutragen."

Er schwieg eine Weile, als ginge er mit sich selber zu Gericht, dann fuhr er fort: „Ja, es war eine elende Schauspielerei, was ich vor Ihnen aufgeführt habe. Aber ich will mich selber strafen, indem ich Ihnen mein wahres Porträt zeichne. Sie sollen die Geschichte meines Lebens hören, nicht wie sie sich im Munde einer mitleidigen Gevatterin ausnehmen würde, sondern so, wie ich selbst sie erlebt habe."

Er ging ihr voran den Laubgang hinauf, indem er aufgeregt mit dem Stock in die Zweige hieb, daß die Blätter flogen.

Ilse folgte in der Erwartung, daß er rede, aber er ging schweigend immer weiter. Endlich blieb er bei der Steinbank stehen, an dem Ort, wo ihre Freundschaft begonnen hatte, hieß Ilse sitzen und

setzte sich selber weit entfernt von ihr am äußersten Ende der Bank nieder, als ob sie schon durch Welten geschieden wären.

Dort saß er lange stumm und starrte mit gefurchter Stirne vor sich hin. Dann lachte er noch einmal auf, daß es unheimlich durch die Stille klang, und sagte, als Ilse zusammenfuhr: „Erschrecken Sie nicht, meine Geschichte ist mehr zum Lachen als zum Weinen. — Ich sagte Ihnen einmal — zur Zeit, als ich in der bewußten Draperie einherging —, daß mein Todfeind mich durchs Leben begleite. Sie antworteten: „Ihr Todfeind ist Ihr Pessimismus," und Sie hatten vielleicht recht, aber mein Rätsel hatten Sie nicht getroffen. Der Feind, den ich meinte, ist — mein Name. Hören Sie das Lächerlichste, was es geben kann.

„Mein Vater war der unruhigste und unharmonischste aller Menschen. Sein ganzes Leben bestand aus unglücklichen Versuchen, denn er liebte es, mit allem zu experimentieren, am meisten mit dem Schicksal seiner Angehörigen. Aus bizarrem Hang und um, wie er sagte, unsre Charaktere zu stärken, gab er seinen Kindern absonderliche Namen, die uns frühe in Kampf mit der Welt verwickeln mußten. Die Mutter, die ihm keine eigene Kraft entgegenzustellen hatte, fügte sich in seine

Launen wie in ein Naturgesetz, und ich glaube, daß sie sehr unglücklich gewesen ist, ohne es selbst zu wissen. Sie hatte das traurigste Gesicht von der Welt und war dabei immer aufgeräumt, weil der Vater es so haben wollte. Wenn sie lachte, so klang es wie aus einer zersprungenen Glocke. So mag sie auch gelacht haben, als er aus Geschichte und Mythologie die tollsten Namen für uns zusammenklaubte. Wäre es wenigstens eine antiquarische Vorliebe gewesen, dergleichen sonst wohl vorkommt, aber ihn trieb lediglich die Gewaltsamkeit und die Sucht zu experimentieren. Meinen Bruder taufte er Romulus, meine Schwester machte er auf Zeitlebens unglücklich durch den Namen Isis, ein jüngerer Sohn Ormuzd starb ihm zum Glück schon in der Wiege — mich, seinen Erstgeborenen, traf er am schwersten durch den Namen Pelops.

„Ich konnte noch nicht zusammenhängend reden, als ich schon empfand, daß zwischen mir und der umgebenden Welt etwas nicht in Ordnung war. Wenn ich gefragt wurde, wie ich heiße, so scheute ich mich, zu antworten, denn ich hatte bemerkt, daß die Leute über meinen Namen staunten und lachten, und dieses Lachen verletzte mich, so klein ich war. Aber meine wahre Not begann erst in der Schule. Sie wissen, daß Kinder an allem

Fremdartigen Anstoß nehmen, wo aber gar das Fremdartige mit einem Schein von Lächerlichkeit umgeben ist, da sind sie unerbittlich. Ich habe meines Namens wegen ungezählte Prügel bekommen und ausgeteilt. Denken Sie sich die engste und konventionellste Welt, wo seit Jahrhunderten alles im hergebrachten Geleise geht. Aber gerade damit hatte mein Vater gerechnet. Es war noch das Geringste, daß sich nach der Schule häufig die ganze Klasse in zwei Reihen aufstellte und mich nötigte, durch diese Gasse Spießruten zu laufen, wobei mir von rechts und links, von vorn und hinten: Pelops! Pelops! Pelops! zugeschrieen wurde. Viel tiefer schmerzte es mich, wenn mir der eine oder der andere eine Zeitlang Freundschaft heuchelte, um mir dann meinen Namen wie ein Schimpfwort ins Gesicht zu werfen und lachend wegzuspringen. Glauben Sie mir, die Wunden, die unserm Gemüt in der Kindheit geschlagen werden, sind die schwersten von allen, und sie verheilen niemals ganz. Ich schlug oft mit Fäusten auf den Namen Pelops ein, wenn ich ihn so groß und prangend auf meinen Schulheften stehen sah, ich zerkratzte ihn mit den Nägeln, wie wenn ich einen Todfeind körperlich vor mir hätte, denn der geschriebene Name hatte für mich ein eigenes Ge-

sicht, und bisweilen schien es meiner erregbaren Einbildungskraft, daß er mir Fratzen schneide.

„Wie oft kamen wir beide Brüder heulend nach Hause und erklärten, nicht wieder in die Schule gehen zu wollen, bevor man uns erlaubt hätte, unsre Namen zu ändern. Dann nannte der Vater uns Feiglinge, und wenn wir aufbegehrten, gab es Hiebe. Die Mutter aber suchte uns auf ihre Weise zu trösten, indem sie mit ihrem traurigen Gesicht sagte: ‚Seid doch lustig, Kinder, und nehmt die Dinge nicht so schwer. Wenn ihr größer seid, werden die Verfolgungen schon aufhören.‘

„Sie hörten aber nicht auf, sondern wechselten mit den Jahren nur die Form, und mein entwickelteres Ehrgefühl brachte sie mir noch schärfer zum Bewußtsein. Hatten mich die Kameraden in der Quinta einfach ausgelacht und geprügelt, weil mein Name ihnen befremdlich klang, so gab später in der Sekunda und Prima, als wir die alten Klassiker kennen lernten, der Mythus von dem Tantaliden Pelops, den sein Vater den Göttern als Speise vorsetzte, endlosen Stoff zu Sticheleien. Es schwirrte mir um den Kopf von boshaften Citaten aus griechischen und römischen Schriftstellern, die eigens zu diesem Zwecke aufgespürt worden waren, in die Aufsätze wurden Anspielungen ein-

geflochten, die tobendes Gelächter erregten, und beim Baden wollte man sich überzeugen, ob wirklich mein Schulterblatt durch die Göttin Ceres angeknabbert worden sei. Möglich, daß die Quäler eher müde geworden wären, wenn sie nicht mein verletzliches Selbstgefühl gekannt hätten. Wenigstens wurde es meinem jüngeren Bruder, der von sehr gelassenem Temperament war, leichter gemacht. Freilich hatte ich auch die ersten Stöße für ihn aufgefangen. — Ich war denn auch, wie Sie aus dem Gesagten schon erkennen, ein mürrischer Kamerad, der ewig auf dem Qui-vive lebte und keiner Seele ein gutes Wort gab.

„Auf ein paar glückliche Wochen sehe ich doch zurück, wenn ich an meine Jugend denke, aber sie nahmen ein Ende mit Schrecken. Ich durfte eine Sommervakanz bei entfernten Verwandten meiner Mutter, einer Landwirtsfamilie am Bodensee, zubringen. Dort wußte man seltsamerweise nichts von meinem Namen, man hatte ihn dank der undeutlichen Handschrift meines Vaters „Philipp“ gelesen. Ich wurde also mit Philipp angeredet, und diese gewiß nicht schönen Laute tönten meinen Ohren wie himmlische Musik. Natürlich schwieg ich zu dem Irrtum, und unter der Maske des Philipp verlor ich die finstere Scheu, die mir anhaf-

tete, und wurde ein völlig anderer Mensch. Man fand mich unterhaltend und liebenswürdig, und ich selber wunderte mich über die geselligen Talente, die sich mit einemmal in mir entwickelten. Zwischen der ältesten Tochter Elise und mir entspann sich bei Heuwagen und ländlichem Walzer eine zärtliche Hinneigung. Sie hatte ein stilles, sinniges Gemüt, korngelbe Zöpfe und blaue Cyanenaugen, entsprach also durchaus dem Mädchenideal eines damaligen Primaners. Sie trocknete die Blumen, die ich ihr pflückte, und ich bewahrte als Heiligtum einen Handschuh, den sie getragen hatte. Nur wenn sie mit sanfter Stimme mich Philipp nannte, so fuhr mir jedesmal ein Stich durch die Seele.

„Drei Wochen dauerte der Traum von Glück. Dann kam ein Brief von meiner Mutter, an mich persönlich adressiert. Sie schrieb so selten, daß ich gerade das am wenigsten gefürchtet hatte. Auf dem Umschlag stand mit ihrer klaren, korrekten Handschrift groß und deutlich geschrieben: An Herrn Pelops Müller.

„Der Name muß in dem friedlichen Familienkreis wie eine Bombe gewirkt haben. Ich war gerade über Feld mit meinen Träumen, als der Brief ankam. Der jüngste Sohn, ein vierzehnjähriger

Gymnasiast, überreichte ihn mir in Gegenwart der ganzen Familie, nachdem er mir zuvor jede Silbe meines Namens mit teuflischer Langsamkeit vorbuchstabiert hatte, wobei die Eltern verlegen blickten und die größeren Geschwister sich vor Lachen wanden. Nur Elise sah rot und erzürnt zu Boden, sie hatten die Aermste schon halb tot gehänselt, daß sie mir ihr Auge nicht mehr gönnen mochte. Ich warf nur einen Blick auf den Briefumschlag, von dem mein Name mich höhnisch angrinste, einen andern auf Elise, und entfloh aus dem gastlichen Haus, das ich niemals wieder betreten habe.

„Mit achtzehn Jahren kam ich zur Universität. Meine Mutter war kurz zuvor gestorben, ohne eigentliche Erkrankung, an der bloßen Müdigkeit. Es durfte ja niemand in meines Vaters Nähe krank sein. Bis zu ihrem Ende hatte sie ihre Aufgeräumtheit beibehalten und ihr trauriges Lachen, das aus einer todesmatten Seele kam, und ihre letzten Worte waren: ‚Seid immer lustig, Kinder, daß ist die Hauptsache im Leben.‘

„Ihr gramvolles Totengesicht, als sie auf der Bahre lag, hinterließ mir einen unauslöschlichen Eindruck, dennoch konnte ich ihr nie verzeihen, daß sie nicht Mutter genug gewesen war, das Wohl

ihrer Kinder gegen die Willkür des Vaters zu schützen.

„Ich hatte es beim Vater noch in der frischen Trauer durchgesetzt, nicht auf die Landesuniversität geschickt zu werden, denn dort hätte ich den größten Teil meiner Schulkameraden wieder gefunden. Ich zog nach einer kleinen süddeutschen Hochschule, wo mich niemand kannte. Dort war ich schlechtweg Herr Müller, stud. phil. Was das P. vor meinem Familiennamen bedeutete, wußte nur der Dekan der Fakultät, bei der ich mich immatrikulieren ließ. Für alle andern konnte es Peter, Paul oder Philipp heißen. Nun durfte ich mich frei durch die Straßen bewegen, ohne Spottrufe oder Steinwürfe gewärtigen zu müssen, und dies erschien mir als der Gipfel menschlichen Glücks. Nur daß die Herzenswunde aus der Primanerzeit noch heimlich brannte; aus diesem Grund und um das Schicksal nicht herauszufordern, mied ich jeden Familienumgang und wich so viel wie möglich allen Gelegenheiten, mit jungen Mädchen zusammenzutreffen, aus.

„Es herrschte damals ein wilder und roher Ton unter der studierenden Jugend, und geachtet wurde nur, wer in Saus und Braus lebte oder eine sehr gute Klinge schlug. Das erstere war mir

bei den knappen Mitteln, die mein Vater auswarf, nicht möglich und widersprach auch meiner Gemütsart; das zweite hielt ich für unentbehrlich, schon um im Notfall den schwachen Punkt meiner Stellung mit der Waffe decken zu können. Ich ging also fleißig auf den Fechtboden und gewann eine ungemein sichere Hand, besonders schlug ich eine Tiefquart, die mir nicht leicht einer nachmachte. — Da Sie selbst einen Bruder auf der Hochschule haben, so werden Sie wissen, welchen Wert man solchen Fertigkeiten im studentischen Leben beimißt.

„Als Zimmernachbar hatte ich einen Studiengenossen Namens Neumann, einen schönen stillen Menschen, dessen gesammelter Ernst mich schon beim ersten Kolleg wohlthuend berührte, und an den ich mich jetzt mit einer wahren Verehrung anschloß. Wir harmonierten ebenso in unsern geistigen Interessen wie in unsern Lebensgewohnheiten. Er hatte eine Ordnung und Sauberkeit auf seinem Zimmer, wie man sie sonst bei Studenten nicht findet, und kleidete sich immer mit einer gewissen Eleganz, obgleich er blutarm war. Die Mittel zum Studieren verschaffte er sich durch Anfertigung von Abschriften und durch Nachhilfestunden bei zurückgebliebenen Schülern und nahm

niemals auch nur eine zeitweilige pekuniäre Unterstützung an. Ich konnte mich in seiner Nähe einer Art von Beschämung über meine günstigeren Lebensverhältnisse nie entschlagen, und es war mir sogar peinlich, mit ihm von meinen Studien und Lebensplänen zu reden, denn das akademische Lehrfach, auf das ich zuarbeitete, mußte ihm bei seiner Armut auf immer verschlossen bleiben.

„Auch er hatte eine unglückliche Jugend gehabt, und das zog mich noch ganz besonders zu ihm hin, denn trotz der Ermahnungen meiner Mutter wollte es mir mit der Lustigkeit nicht gelingen, und ich konnte lustige Menschen nicht um mich sehen. Wir wohnten schon zwei Semester unter einem Dach, und er hatte mich noch nicht nach Eltern und Geschwistern, nach Geburtsort und Lebensverhältnissen, nicht einmal nach meinem Vornamen gefragt; er redete überhaupt nicht von persönlichen Dingen. Eines Abends, als wir am Flußufer spazieren gingen, erschloß ich ihm unaufgefordert mein ganzes Vertrauen, vielmehr mein Mund floß endlich von dem über, wessen mein Herz voll war. Neumann hörte mir lächelnd und kopfschüttelnd zu, er beklagte mich zwar, daß ich unter einer väterlichen Grille so viel zu leiden gehabt hätte, fand aber doch, die Sache verdiene nicht so ernst genommen

zu werden. Ich erhitzte mich in der Schilderung all der Uebel, die mein unglückseliger Name mir zugezogen hatte. Er blieb kalt und suchte mir nachzuweisen, daß ich mehr durch mein argwöhnisches Temperament und den Mangel an Humor in eine schiefe Stellung getrieben worden sei; ich hätte nur immer selber mitlachen dürfen, so wären die Lacher schon allmählich stille geworden. Diese Auffassung fand ich für den Unbeteiligten allzu wohlfeil, denn das Mißtrauen und die Humorlosigkeit, deren ich geziehen wurde, waren ja gerade eine Folge der langen Anfeindungen, und es erschien mir hämisch und ungerecht, die Wirkung für die Ursache und mein Mißgeschick für einen Charakterfehler zu erklären. Wir stritten, er wurde schroff, ich bereute am Ende, mich ihm eröffnet zu haben, und das Gespräch ließ einen geheimen Stachel in mir zurück.

„Er selber hatte mein Vertrauen nicht erwidert. Erst später erfuhr ich von andrer Seite, daß sein Vater sich wegen einer unehrenhaften Handlungsweise ertränkt hatte, und dieses Erbteil von Schande, das sein eigenes Leben belastete, machte ihn unduldsam gegen die Klagen eines Freundes, der ihm als der vom Schicksal weit Begünstigtere erscheinen mußte.

„Es war schon gegen das Ende meiner Stu-

dienzeit, als ich halb gegen meinen Willen bei einer Herbstfeier auf einem benachbarten Landgut eingeführt wurde. Daselbst sah ich ein bildschönes junges Mädchen, das als Winzerin gekleidet war, mit einem Körbchen Trauben einen pantomimischen Tanz aufführen. Sie tanzte mit seltener Grazie und hinreißendem Temperament, indem sie allen Geladenen in reizvollen und immer wechselnden Stellungen aus ihrem Körbchen Trauben spendete, bis jung und alt von einer fiebernden Tanzlust ergriffen wurde. Graubärte kränzten sich die Glatzen mit Weinlaub, Matronen erinnerten sich noch einmal ihrer Mädchenzeit und bekamen behende Füße, die Jugend aber begann ein wahrhaft bacchantisches Rasen, wobei manches Unschöne, Rohe und Eckige, auch von seiten der Damenwelt, mit unterlief. Nur meine Winzerin, die am wildesten tanzte, überschritt nicht einen Augenblick das Maß des Schönen, und jede ihrer Stellungen hätte man gewünscht auf immer festzuhalten.

„Ich war der einzige unter den jungen Leuten, der nicht tanzte; ich hatte mich hinter einen viereckigen Pfeiler gestellt, um ungestörter zuzusehen, denn ein solcher Rhythmus menschlicher Glieder war mir wie eine Offenbarung. Aber ich wurde hervorgeholt und unter die Reihen der Tanzenden

geschoben. In einem Contretanz kam ich neben die Schöne zu stehen und hatte ab und zu ihre Hand zu fassen, deren Berührung mich fiebern machte.

„Auf dem Heimweg, wo jedes der jungen Paare eine farbige Laterne trug, hatte ich die mir ganz unfaßbare Ehre, ihr Partner zu werden, und mag sie bei meiner völligen Entwöhnung von allem Damenverkehr schlecht genug unterhalten haben. Weil aber die Abwechslung Vergnügen macht, erregte nach den überschwenglichen Huldigungen, deren Gegenstand sie an diesem Abend geworden war, mein abgemessenes Wesen ihre Aufmerksamkeit. Ich erfuhr, daß sie eine Offizierswaise war und seit kurzem bei ihrem väterlichen Oheim und Vormund, dem Universitätsamtmann, wohnte. Sie hatte den schönen Namen Myrrha. Dieser Name verfolgte mich fortan, wo ich ging und stand, und vereitelte alle Mühe, die ich mir gab, seine Trägerin zu vergessen. Er schwebte um ihre Gestalt wie ein unfaßbares Aroma und weckte mir eine unklare, aber sinnbethörende Vorstellung von teppichverhangenen Gemächern, goldenen Rauchgefäßen und wohlgeruchatmenden orientalischen Nächten.

„An dem gemeinsamen Mittagstisch, den ich mit Neumann und einigen andern begabten Studiengenossen hatte, sprach man neuerdings nur noch

von Myrrha. Sie hatte sich ebenso in die Phantasie meiner Freunde hineingetanzt wie in die meinige, denn die meisten waren bei der Herbstfeier zugegen gewesen. Man suchte ihr auf der Straße zu begegnen, und wem es gelungen war, der rühmte sich dessen wie einer Göttergunst. Man schrieb ihr einen weiteren geistigen Horizont und einen höheren Anstand des Betragens als den andern jungen Mädchen zu, und da die Jugend immer willig das Aeußere für ein Symbol des Innern nimmt, so wetteiferte man, ihr die seltensten Gaben zu den schon vorhandenen hinzuzudichten. Nur ich widersprach den lauten Huldigungen mit einer angenommenen Kälte und Skepsis und that mir sogar den Zwang an, die Straßen zu vermeiden, die Myrrha zu gehen pflegte, auch dann noch, als ich erfuhr, daß sie sich schon wiederholt nach ihrem mürrischen Partner erkundigt hatte.

„Aber ich sollte meinem Schicksal nicht entgehen. Wir bekamen einen auffallend frühen Winter, und die große Wiese vor der Stadt, die alljährlich durch eine Schleuse überschwemmt und zur Eisbahn hergerichtet wurde, war schon im November fest gefroren. Zu gewissen Tagesstunden tummelte sich die halbe Stadt auf dem Eise. Auch ich wanderte täglich mit den Schlittschuhen hinaus —

es war die einzige Ausspannung von anstrengender Kopfarbeit, die ich mir gönnte —, und ich wählte dazu die frühen Nachmittagsstunden, wo ich beinahe allein blieb. Eines Tages aber verspätete ich mich über meinem einsamen Bogenfahren so, daß ich mich unversehens vom Menschengewimmel umgeben fand, und unter der Menge sah ich Myrrha mit einem ganzen Schwarm von Freundinnen und Verehrern. Sie bildeten mit verschlungenen Armen eine Kette und fegten breit die Bahn herab. Aber plötzlich — war's Zufall, war's Absicht? — flog Myrrha in weitem Bogen aus der Kette heraus und geradeswegs gegen meine Brust. Wir mußten uns aneinander festklammern, um nicht beide zu stürzen. Entschuldigungen, Mädchengelächter, Fragen nach dem gegenseitigen Befinden, dann war's um mich geschehen, ich wurde ohne Widerstand in die Kette gezogen. Von Stund an hielt mich der Zauber fest. Ich richtete mich so ein, daß ich jetzt täglich mit ihr zusammentraf und ihr die Schlittschuhe anschnallte. Weshalb sie unter all ihren Verehrern gerade mich Bären bevorzugte, weiß ich nicht. Sie hatte wohl anfangs nur die Absicht gehabt, mit mir zu spielen, um mich für meine Schroffheit und Zurückhaltung zu strafen. Allmählich aber faßte sie ein wärmeres Interesse,

und kurz und gut, schon nach ein paar Wochen kam es zwischen uns zu einer heimlichen Verständigung. Ich wurde im Hause des Vormunds eingeführt und galt dort stillschweigend als Myrrhas Verlobter. Freilich stieß ich dort auf eine ganze Mauer engherziger Vorurteile und wichtig genommener Trivialitäten, in denen ich auch Myrrha befangen sah, aber ich hoffte, wenn sie nur erst die Meine wäre, das junge Wesen leicht diesen Einflüssen entziehen und nach meinem Sinne modeln zu können.

„Damit kein andrer mir zuvorkomme, faßte ich den heroischen Entschluß, noch in diesem Winter das Examen zu machen und dann öffentlich als Bräutigam aufzutreten. Ich weidete mich im voraus an der Ueberraschung der Freunde, wenn einmal die Bombe platzen würde, denn obwohl man uns wiederholt zusammen gesehen hatte, ahnte bei meiner zur Schau getragenen Kälte und Gleichgültigkeit niemand unser Verhältnis. Einzig mein Freund Neumann, der gleichfalls im Hause des Vormunds verkehrte, war eingeweiht.

„Jetzt aber galt es, Zeit und Kräfte zusammen zu halten, denn ich wollte die Prüfung nicht nur bestehen, sondern sie auch mit Glanz bestehen, damit ich von meinem Vater die Mittel zur Habili-

tierung an einer Universität und zur baldigen häuslichen Niederlassung fordern konnte.

„Währenddessen genoß ich aber nicht den Seelenfrieden, den das angestrengte Studium verlangte. Myrrha wollte auf meine Sinnesart nicht die Rücksicht nehmen, die ich von meiner Braut erwarten zu dürfen glaubte. Auf meine Bitte, von den Studentenbällen wegzubleiben, die das große Ereignis des Wintersemesters waren, hatte sie nur ein Achselzucken zur Antwort. Sie war gewohnt, als Ballkönigin zu glänzen, und mochte die gewohnten Huldigungen nicht entbehren. Mir aber war es eine Qual, das Wesen, das ich liebte, durch Schaustellung seiner körperlichen Reize und Fertigkeiten glänzen zu sehen. Auf meine Vorwürfe antwortete Myrrha eigensinnig, daß sie sich als Frau nur zu sehr meiner Sinnesart werde anpassen müssen, aber so lange sie Mädchen sei, wolle sie ihre Freiheit noch auskosten. Neuerdings kam noch ein Wettstreit ins Spiel, denn es war in diesem Winter eine junge Spanierin aufgetaucht, von der man sagte, daß sie noch schöner sei und noch hinreißender tanze als Myrrha. Auf einem Kostümfest am Schluß des Karnevals erwartete man die beiden Rivalinnen öffentlich nebeneinander zu sehen. Die Studentenschaft hatte sich im voraus in zwei La-

ger geteilt — hie Myrrha — hie Lola — und das Streiten über die Vorzüge der einen und der andern machte mich insgeheim rasend. Mir war es schon verletzend, wenn jemand nur in meiner Nähe den Namen Myrrha aussprach. Ich suchte ihr zu beweisen, daß es unwürdig sei, sich wie ein schönes Rind oder Füllen zur öffentlichen Preisverteilung führen zu lassen, und forderte dringend, daß sie von dem Kostümfest zurückbleibe. Aber Myrrha hatte schon ihren Anzug ausgewählt und übte mit den Töchtern des Vormundes und drei Studenten einen Tanz ein. Ihr war es eine Frage der Eigenliebe, nicht zurückzutreten; wenn sie das Feld ihrer Triumphe verlassen sollte, so mußte es als Siegerin sein. Darüber kam es zwischen uns zu ernsteren Zwistigkeiten, und die Amtmannsfamilie, die eine wachsende Voreingenommenheit gegen mich zeigte, goß nur Oel ins Feuer.

„Dazu brannte mir auch noch mein lächerliches Geheimnis auf der Seele. Ich hatte ihr zu Anfang meinen Vornamen absichtlich verschwiegen, weil ich ihre nicht immer gutartige Lachlust kannte, und so oberflächlich waren unsre innerlichen Beziehungen, daß ich jetzt nicht mehr dazu kam, das Versäumte nachzuholen. Auch sie hatte ja das Los, sich durch einen ungewöhnlichen Namen vom großen Haufen

zu unterscheiden; aber der Gegensatz war allzu schreiend, denn während ihr Name sie vor aller Augen auf einen von Räucherwerk duftenden Altar stellte, zog der meinige mir den Spott des Pöbels zu. Myrrha pflegte mich im Uebermut ihren „Seehund" zu nennen, weil sie fand, ich gliche mit meinem dichten pelzartigen Haarwuchs und meinem melancholischen Blick einem Seehund, der dazumal in der Stadt gezeigt wurde. Der Spitzname blieb an mir hängen und wurde die Ursache, daß von meinem wirklichen Namen nie die Rede war. Natürlich hatte ich nicht die Absicht, ihn auf die Länge zu verheimlichen, nur während des Kampfes, der sich zwischen uns entsponnen hatte, wollte ich mich nicht auch noch dadurch in Nachteil bringen, daß ich ihrer Spottsucht eine Waffe in die Hand gab. Doch indem ich auf thörichte Weise ein kleines Uebel abzuwehren suchte, beschwor ich ein tausendmal größeres herauf.

„Unter allen jungen Männern war Neumann der einzige, den ich ohne eifersüchtiges Mißtrauen in Myrrhas Gesellschaft sah. Ich hatte ihn, der ein sehr guter Schlittschuhläufer war, ausdrücklich zu ihrem Ritter bestellt, damit er in den Stunden, wo ich selber zu Hause an meiner Doktorschrift arbeitete, auf der Eisbahn den Schwarm ihrer Verehrer von

ihr fernhalte. Bei meinem festen Vertrauen auf seine Freundschaft konnte es mich nicht anfechten, daß sie ihm oft scherzend vor mir den Vorzug gab und besonders mein Aeußeres gegen das seinige herabsetzte. Einen Nebenbuhler fürchtete ich schon deshalb nicht in ihm, weil seine äußeren Verhältnisse ihn vom Wettbewerb um eine so anspruchsvolle Schönheit ausschlossen. Aber ich hatte vergessen, daß kein Mann ungestraft in Myrrhas Nähe kam und daß sie selbst nicht leben konnte, ohne mit Herzen zu spielen. Welche geheime Fäden zwischen den beiden hin und her liefen, weiß ich nicht, noch was er im Grunde bezweckte, ich weiß nur, daß er treuloserweise ihre Augen auf meinen wunden Punkt lenkte. Möglich, daß er nur in eifersüchtiger Anwandlung mir, dem vom Schicksal Begünstigten, einen geringfügigen Schabernack spielen wollte, als er sie ganz beiläufig fragte, wie ich denn eigentlich mit dem Vornamen heiße. Myrrha mußte zu ihrer eigenen Verwunderung gestehen, daß sie es nicht sicher wußte. Sie hatte bisher das P. auf meiner Visitenkarte als Paul gedeutet, aber Neumann erklärte ihr, ich könne nicht Paul heißen, denn er heiße selber Paul, und die Namensgemeinschaft wäre doch gewiß, wenn sie bestünde, schon lange zwischen uns zur Sprache gekommen. So

hatte er, ohne geradezu mein Geheimnis zu verraten, mich mit ein paar ganz harmlos klingenden Worten an meine gefährliche Gegnerin ausgeliefert.

„Es war gerade am Vorabend meines Doktorexamens, mit dem ich Myrrha überraschen wollte, daß sie die längst gefürchtete Frage an mich stellte. Da es in Gegenwart der beiden Cousinen geschah, mit denen ich wegen ihres taktlosen, vorlauten Wesens auf dem Kriegsfuß stand, fiel mir nichts Besseres ein als zu sagen: ‚Raten Sie.‘

„Nun aber legten sich die Cousinen ins Zeug und brachten, nachdem die gebräuchlichen, mit einem P beginnenden Namen abgehaspelt waren, den Kalender herbei.

„Heißen Sie Pankraz? — Oder Pasqual? — Oder Prosper? — Heißen Sie Placidus, Patrizius, Petronius, Pelagius?"

„‚Nein, meine Damen,‘ sagte ich ruhig, ‚ich heiße weder Pankraz, noch Prosper, noch Pelagius. Sie werden auch mit all Ihrem Witz meinen Namen nicht erraten. Morgen abend sollen Sie ihn aber durch mich selber hören. Bis dahin gehaben Sie sich wohl und zerbrechen sich nicht weiter die Köpfe.‘

„Damit ergriff ich den Hut und wollte gehen.

Aber die Närrinnen stürmten mir noch auf den Vorplatz nach und riefen: ‚Was gilt's, wir erraten ihn doch! Wenn er unter den menschlichen Namen nicht zu finden ist, so müssen wir in der Tierwelt suchen.'

„Und als ich schon auf der Straße war, ging oben ein Fenster auf, und unter Gelächter scholl es herunter:, Heißen Sie Panther, Puter oder Pavian?'

„Ich eilte, aus dem Bereich der unhöflichen Damen zu kommen, und machte mir um die Sache weiter keine Sorge. Meinen Plan hatte ich mir vorgezeichnet. Fiel nur das Examen so aus, wie ich erwartete, so wollte ich mich am Abend Myrrha als neu kreierter Doktor vorstellen und bei dem Vormund förmlich um ihre Hand anhalten. Der Einwilligung meines Vaters hatte ich mich schon zuvor versichert. Dann im ersten Verlobungsjubel wollte ich ihr auch meinen Namen nennen, auf dessen Absonderlichkeit der neue Titel, wie ich mir einbildete, einen versöhnenden Schimmer gießen würde.

„Vielleicht hätten sich die Dinge auch wirklich so abgespielt, wäre die bohrende Neugier der beiden Cousinen, die sich in ihrem Scharfsinn herausgefordert fühlten, mir nicht zuvorgekommen.

„Während ich im Examen saß, liefen sie von Pontius zu Pilatus, um meinen Namen zu erfahren. Da weder auf der Post, noch bei meiner Hauswirtin, noch auf der Bank, die mir das Geld aufbewahrte, eine befriedigende Auskunft zu erhalten war, bewogen sie den Alten, der alles that, was die Töchter wollten, sich auf das Universitätssekretariat zu bemühen und meinen Namen in der Matrikel der philosophischen Fakultät zu suchen. Mit welchem Hallo der überraschende Fund zu Hause begrüßt wurde, läßt sich denken. Die Abneigung zwischen den Cousinen und mir war eine gegenseitige, denn sie konnten mir nicht verzeihen, daß ich Myrrhas Palmenwuchs schöner fand als ihre schiefen knöchernen Gestelle, und hatten sich von Anfang an alle Mühe gegeben, das Verhältnis zu stören. Jetzt hatten sie eine vergiftete Waffe in der Hand. Wäre ich zugegen gewesen, so hätte ich vielleicht ihre Hiebe parieren und die Lacher auf meine Seite ziehen können, aber Myrrha allein war dem Spott, der über die künftige Frau Pelops Müller herfiel, nicht gewachsen. Sie selber hatte so lange in Gemeinschaft mit den Cousinen an allem, was ihnen komisch erschien, ihr Zünglein gewetzt, daß sie es jetzt nicht wagte, auf meine Seite zu treten.

„Sie war erst achtzehn Jahre alt, allen Einflüssen zugänglich und so eitel, wie eine Evastochter nur immer sein kann. In kleinlichen Anschauungen aufgewachsen, ließ sie das Außerordentliche nur gelten, wenn es mit großen Ansprüchen auftreten konnte. Ein ‚von' nach meinem Vornamen hätte alles gut gemacht, aber Pelops Müller auf der Verlobungskarte, Pelops Müller auf der Vermählungsanzeige, Pelops Müller im Munde aller Tanten und Basen, das war für die Eitelkeit und das Vorurteil des verwöhnten Kindes zu viel.

„Als ich nach Schluß des Examens zu ihr eilte, den Kopf erfüllt von den überstandenen Fragen und von unserm bevorstehenden Glück, da befremdete mich ihr kalter, verlegener Empfang. Nach einem steifen Glückwunsch und ein paar nichtssagenden Redensarten zog sie sich unter einem Vorwand auf ihr Zimmer zurück und überließ mich den Cousinen, die das Henkersamt an mir zu vollziehen hatten.

„Sie begannen mit ironischer Niedergeschlagenheit, daß sie leider nicht so scharfsinnig gewesen seien, meinen Namen zu erraten, aber ich möchte ihnen noch drei Fragen gestatten. Und schnell fragte die Aelteste: ‚Heißen Sie Pumpernickel?' — Die Zweite: ‚Heißen Sie Pechvogel?' — Und dann

beide aus einem Mund: ‚Heißen Sie etwa — Pelops?'

„Ich machte, als ich mich verraten sah, gute Miene zum bösen Spiel.

„‚Meine Damen,' sagte ich, ‚wenn Sie geglaubt haben, daß ich mich jetzt wie das selige Rumpelstilzchen selber in der Mitte entzwei reißen würde, so haben Sie sich sehr getäuscht. Ich finde nicht, daß ich mich meines Namens zu schämen brauche. Jedenfalls war sein erster Träger eine sehr respektable Persönlichkeit, nach der sich einer der berühmtesten Länderstriche der Erde nennt.'

„Sie antworteten mit verstelltem Ernst, sie fänden meinen Namen gleichfalls sehr schön und seien daher übereingekommen, ihren Mops, einen abscheulichen, bissigen Köter, mit dem ich auf sehr schlechtem Fuße stand, Pelops zu taufen.

„Zugleich rissen sie die Thüre auf und ließen das widerwärtige Tier herein, das sogleich mit Wut auf mich lossprang, und es entstand ein Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte. Der Hund kläffte, die Mädchen schrien, indem sie das Tier abwechselnd hetzten und scheuchten; sie riefen es: ‚Pelops, Pelops-Mops!' und zerrten meinen Namen in lächerlichen Reimen herum. Die Mutter, eine wohlwollende, beschränkte Frau, saß

die ganze Zeit wie auf Kohlen und versuchte umsonst, der Unart ihrer Töchter Einhalt zu thun.

„Ich war nicht mehr der thörichte Primaner, der beim ersten Sturm die Flucht ergriff, ich wußte jetzt, was auch ich mit meiner Person zu bieten hatte, und verließ das Haus mit einem überlegenen Achselzucken. Ich glaubte felsenfest an Myrrha.

„Wenn das Gebelfer der Cousinen sich erschöpft hat, dachte ich, so wird auch sie sich wiederfinden — und ich war ihr sogar dankbar, daß sie sich dem abgeschmackten Auftritt ferngehalten hatte.

„Ich wußte nicht, daß sie unterdessen im Nebenzimmer ihre Pas für das morgige Kostümfest einstudierte, wegen dessen wir uns in den letzten Wochen fast täglich gezankt hatten.

„Des andern Tages ließ mich der Vormund zu einer Unterredung rufen. Nachdem er mir zu meinem Erfolg gratuliert hatte, begann er mit verlegenem Räuspern: ‚Sie heißen also Pelops?' — Ich verbeugte mich. — ‚Warum heißen Sie Pelops?' — Die Frage war so ungereimt, daß ich mich kaum des Lachens enthielt. — ‚Ich heiße so, weil mein Vater mir diesen Namen gegeben hat.'

„Ein abermaliges Räuspern, dann hob er wieder an: ‚Ja — haben Sie denn vielleicht einen Ver-

wandten, einen Paten, nach dem man Sie so getauft hat?'

„Ich verneinte.

„,Nun, so müssen Sie doch zugeben, daß dies ein abgeschmackter Name ist.'

„Ich war sonst der letzte, das zu leugnen, aber diesem Pedanten gegenüber hatte ich mir meine Grenzen streng gezogen. Ich sagte eisig: ‚Ich bitte, mir zu glauben, daß ich nicht dabei gefragt worden bin, und als Sohn steht es mir auch nicht zu, den Geschmack meines Vaters zu kritisieren.'

„Er geriet in einige Verlegenheit und hielt dann eine lange, offenbar einstudierte Rede des Inhalts, daß unser Name uns zum Vorbild und zur Nacheiferung gegeben werde, entweder nach den frühen Bekennern des christlichen Glaubens, die der Kalender verzeichne, oder nach den Mitgliedern des regierenden Hauses, am besten aber nach würdigen Personen der eigenen Familie, weil der Mensch unbewußt nach seinem Namen arte. Der Name enthalte gewissermaßen das Programm der künftigen Lebensführung. Wer Pelops heiße, der könne nicht auf normalen Bahnen wandeln, und er müsse darum an meine Werbung um die Hand seiner Nichte die Bedingung knüpfen, daß ich bereit sei, den vertrackten Namen abzulegen.

„Hatte ich auch früher selbst schon diesen Gedanken gehabt, so empörte mich doch die Zumutung aus fremden Munde.

„‚Es ist wahr,‘ sagte ich, ‚daß der Name eines Menschen sein Schicksal ist. Aber eben darum würde ich es als eine Feigheit ansehen, den meinigen, der mir schon viele Kämpfe zugezogen hat und mir jetzt soeben den neuesten und schlimmsten bereitet, abzuschwören.‘

„Ein Streit entspann sich, bei dem mir nach und nach all meine Verstöße gegen die in diesem Kreise herrschenden Anschauungen vorgehalten wurden, gleichsam als ob sie sämtlich in der Absonderlichkeit meines Namens ihre Wurzel hätten. Vermutlich sollte der Namenswechsel nur der Anfang zu einer langen Reihe von Zugeständnissen sein.

„Als ich fest blieb, erklärte er mir am Ende rund heraus, daß er aus einer solchen Verbindung kein Glück für seine Nichte erhoffen könne und daß er mich deshalb bitte, meine Besuche in seinem Hause einzustellen.

„Ich fragte, ob dies auch Myrrhas Meinung sei, und er antwortete, es stehe mir frei, ihre Meinung aus ihrem eigenen Munde zu hören. Als ich sie aber um eine Unterredung unter vier Augen

ersuchen ließ, erhielt ich den schnippischen Bescheid, sie könne mich jetzt nicht sprechen, weil sie mit ihrem Ballanzug für den Abend beschäftigt sei.

„Hatte sie geglaubt, mich durch das Versagen ihres Anblickes willfährig zu stimmen, so war sie gründlich im Irrtum. Ich empfand ihre Botschaft als einen Schlag ins Gesicht, und mein überschwellender Grimm riß alle Dämme nieder. Ich heuchelte eine höhnische Gleichgültigkeit, sandte augenblicklich ihr Bild und all ihre kleinen Andenken, die ich immer bei mir zu tragen pflegte, zurück und verließ das Haus auf Nimmerwiedersehen.

„Auf der Straße prallte ich gegen Neumann an, der mich aufhalten wollte. Ich riß mich los und rief ihm zu, daß zwischen mir und Myrrha alles zu Ende sei, er könne sich um den freigewordenen Platz melden. Darauf rannte ich stundenlang beim Schein eiskalter Sterne an den beschneiten Flußufern hin, bis meine Verzweiflungswut ausgerast hatte und ich mir das Geschehene zu überlegen anfing. Ich wußte aus Myrrhas eigenem Munde, daß Neumann es war, der den Anstoß zu der ganzen Katastrophe gegeben hatte, und mein kochender Grimm warf sich jetzt ganz auf diesen. Aus dem allzu blinden Vertrauen, das ich in diesen ersten und letzten Freund gesetzt hatte,

fiel ich in das gegenteilige Extrem, und mein Argwohn überschritt gleich jegliches Maß, denn ich sah Neumanns Betragen in einem geradezu diabolischen Licht. Das kühle Lächeln fiel mir wieder ein, mit dem er seiner Zeit die Leidensgeschichte meines Lebens angehört hatte, und in meiner Ueberreizung schien es mir jetzt, als habe er mir das abgeschmackte Geheimnis nur entlockt, um es bei passendem Anlaß zu meinem Schaden gegen mich auszuspielen.

Ich eilte nach Hause, um den falschen Freund zur Rede zu stellen, da hörte ich, daß auch er zum Kostümfest gegangen war. Mein böser Engel gab mir ein, in den Frack zu fahren, der für die morgige Promovierung schon bereit lag, und Neumann auf dem Balle zu suchen. Dort erregte mein Erscheinen bei allen, die mich kannten, die größte Verwunderung. Ich wurde gleich unter der Thür am Arm ergriffen und zu einer brünetten Schönheit geführt, die in blitzender Zigeunertracht unter einem Kreis teils kostümierter, teils befrackter Herren stand. Ich begriff nur so viel, daß mir eine Auszeichnung widerfuhr, und daß ich mich demgemäß zu benehmen hatte. In meinem verzweifelten Seelenzustand war mir jedes Mittel der Betäubung recht, und ich ließ mich von der Musik mit meiner Dame

in den Wirbel des Tanzes reißen. Durch Elise hatte ich seiner Zeit ein wenig tanzen gelernt, und was mir an Uebung fehlte, ersetzte ich durch maßloses Ungestüm. Meine Dame muß geglaubt haben, daß ich entweder ein fanatischer Tänzer oder bis zum Rasendwerden in sie verliebt sei, denn ich wollte gar nicht mehr aufhören zu tanzen. Aber ich spähte unterdessen immerwährend nach Neumann, den ich so wenig wie Myrrha unter dem Gewimmel der Tanzenden entdecken konnte. Endlich erkannte ich die beiden in einer Fensternische, wo sie, von den Vorhängen halb verdeckt in, wie mir schien, sehr vertrautem Geplauder bei einander standen. Ich stellte mich in der Nähe auf und wartete, aber das Tête-à-tête wollte kein Ende nehmen. Da ergriff mich ein wütender Humor, ich stürzte mich aufs neue in den Wirbel der Tanzenden, indem ich die Cousinen, eine um die andre, von der Mauer wegholte. Endlich sah ich Myrrha im Arm eines Sultans vorüberfliegen, und ihr Auge traf mich mit dem Ausdruck des tiefsten Erstaunens. Alsbald ließ ich meine Tänzerin fahren und stürzte mich auf Neumann, der in diesem Augenblick allein den Saal durchkreuzte. Ich hatte ihn noch soeben mit Myrrha ein Lächeln des Einverständnisses tauschen sehen, und mein siedendes

Blut kochte über, denn nach meiner Ueberzeugung konnten sich die zwei nur zusammengestellt haben, um mich zu verspotten. Unter der Thür des Büffettzimmers erreichte ich ihn, er war betreten, ich nannte ihn ohne weiteres einen Schurken, und ehe ich wußte, was ich that, hatte ich ihm vor allen Anwesenden eine Ohrfeige gegeben. Natürlich stürzten sich die Zeugen dazwischen und rissen uns auseinander, und die Folge war, wie ich gewünscht hatte, eine Herausforderung.

„Ich ging in dieser Nacht nicht mehr nach Hause, denn ich wollte Neumann erst auf dem Duellplatz wieder entgegentreten. Die Stunden bis zum Tagesanbruch verbrachte ich in einem Gasthofzimmer, und von da begab ich mich, ohne auch nur die Toilette zu wechseln, zu der Ceremonie meiner Promovierung. Der ganze Auftritt ging wie im Traum an mir vorüber, gleichwohl erinnere ich mich, daß der Rektor eine kleine Ansprache hielt, in der er mich als Muster für die ganze studierende Jugend hinstellte. Ich erfuhr, daß ich das beste Examen gemacht hatte, das seit lange in der Fakultät erlebt worden war. Aber in meinem Seelenzustand konnte mir mein Erfolg nichts mehr nützen. Im Gegenteil, die Auszeichnung, die mir widerfuhr, wirkte wie starker Wein, in der Erregung

getrunken, sie steigerte meine innere Heftigkeit, denn mit dem Selbstgefühl wuchs auch die Empörung über die mir zugefügte Schmach.

„In dem Wirtsgarten eines benachbarten Dorfes fand das Duell statt. Ich hatte mir geschworen, dem schönen Gesicht, das Myrrha so oft mir gegenüber gerühmt hatte, einen Denkzettel anzuhängen, der den falschen Freund zeitlebens an seine Verräterei erinnern sollte. Als wir auf der Mensur standen, schien es mir, als ob ich die ganze, mir von frühester Kindheit feindliche Welt in seiner Person gegenüber hätte, und der große konzentrierte Haß machte mich eiskalt und ruhig. Sobald ich den Gegner, der seinerseits erzürnt und hitzig focht, einen Augenblick ohne Deckung sah, schlug ich meine Tiefquart und spaltete ihm Mund und Nase von unten herauf. Damit war das Duell zu Ende, und wir schieden, ohne uns versöhnt zu haben.

„Abends am Stammtisch herrschte allgemeine Betretenheit, niemand konnte sich erklären, was zwischen uns beiden vorgefallen war, und weshalb ich meinen besten Freund so gezeichnet hatte.

„Ich hielt eine kleine Rede, worin ich vorgab, Neumann habe sich in taktloser Weise darüber lustig gemacht, daß ich Pelops heiße, und mich da-

durch gezwungen, mir Satisfaktion zu nehmen. In meiner noch vibrierenden Aufregung setzte ich hinzu, daß ich meinen Namen, der zwar nicht schön, aber einmal mein sei, gegen jeden vertreten wolle, der allenfalls Lust haben sollte, ihn lächerlich zu finden.

„Man antwortete mir einstimmig, daß nur ein Thor sich über den Namen eines Menschen aufhalten könne, worauf ich Champagner kommen ließ und einen Doktorschmaus improvisierte, der in ein lärmendes Bacchanal endigte.

„Man erging sich dabei in Erinnerungen an die durchschwärmte Ballnacht und neckte mich, daß ich mit der Königin des Festes, der Zigeunerin Lola, getanzt hatte, ohne es zu wissen. Ich erinnerte mich ihrer nur zur Not. Aber ich war kleinlich genug, um mit inniger Befriedigung zu hören, daß sie mit ihren Castagnetten und ihrem Fandango den Sieg ertanzt hatte, und daß Myrrhas Verehrer in Scharen zu ihr übergegangen waren.

„Gleich am nächsten Tag ließ ich mir Visitenkarten stechen mit meinem vollen Namen und dem Doktor davor. Diese gab ich in herausfordernder Weise bei allen meinen Bekannten und besonders in den Familien, wo ich eingeführt war, ab — und ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß keineswegs

alle Töchter guter Familien über meinen Namen so dachten wie Myrrha und ihre Cousinen. Von meinem Examen war etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen, und man prophezeite mir in Universitätskreisen eine glänzende Zukunft. Ich hätte mich rächen können durch die sofortige Verlobung mit einer anderen, aber ich fühlte einen Abscheu vor dem weiblichen Geschlecht. Dagegen schwor ich mir zu, eine andre Rache zu nehmen: ich wollte mir eine glänzende Stellung im öffentlichen Leben erwerben und den Namen Pelops Müller so bekannt machen, daß er sich nicht minder geläufig und selbstverständlich aussprechen sollte, als der irgend einer andern wissenschaftlichen Berühmtheit.

„Unterdessen setzte ich das wilde Treiben der letzten Tage fort und steigerte mich noch immer weiter in einen künstlichen Rausch hinein, um nicht der nackten Armut meines Daseins ins Gesicht blicken zu müssen. Die andern glaubten, mein junger Ruhm sei mir zu Kopfe gestiegen. Es herrschte gerade ein wildes Sturmwetter, das den Vorfrühling ankündigte, Schneegestöber wechselte mit Regengüssen und Hagel, ich ritt hinaus in den heulenden, tobenden Sturm, und mein Inneres tobte und heulte mit ihm um die Wette.

„Von einer solchen wilden Jagd kam ich eines

Abends nach Hause, als mich die Nachricht empfing, daß Neumanns Zustand Bedenken errege, weil aus der Verwundung sich die Rose entwickelt habe. Ich hatte seit mehreren Tagen nichts von ihm gehört, denn ich schlief nicht mehr in meiner Wohnung, sondern hatte mich ganz im Gasthof eingerichtet. Doch war mir schon am Mittag aufgefallen, daß die Tischgenossen heimlich zusammen flüsterten und abbrachen, als ich in die Nähe kam. Jetzt wurde mir die Ursache klar. Ich schlief sehr schlecht in dieser Nacht und schickte gleich in der Frühe den Hausknecht zu meiner alten Wirtin, um mich nach Neumanns Befinden zu erkundigen. Da ich meine Unruhe nicht merken lassen wollte, gab ich dem Knecht, einem blöden Burschen, noch eine Reihe andrer gleichgültiger Aufträge mit.

„Nach zwei Stunden kam er zurück und berichtete umständlich von dem Pferdeverleiher, der für eine zu Schanden gerittene Mähre entschädigt sein wollte, und von dem Schneider, der mir sagen ließ, mein neuer Anzug könne erst bis zum Abend fertig sein. Dann fuhr er ebenso geschäftsmäßig — der Ton liegt mir noch in den Ohren — mit seiner Meldung fort: ‚Frau März‘ — dies war der Name unsrer Hausfrau — ‚hat mir diese Bücher für Sie mitgegeben und sie läßt Ihnen

sagen, daß Herr Neumann heute nacht gestorben ist.'

,Was läßt sie mir sagen?' fragte ich, denn ich konnte gar nicht glauben, daß ich recht gehört hatte.

„Aber zum zweitenmal kam es mit der gleichen stumpfsinnigen Gelassenheit: ,Dies sind die Bücher, nach denen Sie geschickt haben, und der Herr Neumann sei heute nacht gestorben.'

„Ich stand sprachlos und starrte ihn an, denn es war mir wie ein wirrer Traum, aber die Wäscherin, die eben mit einem Korb voll frischer Wäsche ins Zimmer getreten war, bestätigte die Nachricht.

,Es ist wahr,' sagte sie, ,ich habe es schon in aller Frühe von dem Bäckerjungen erfahren.'

„Sie erzählte, daß Neumanns Mutter in tiefer Nacht angekommen sei, als die ganze Stadt schlief. Nach vielem Umherirren sei sie von den Bäckern, die allein noch um diese Stunde wach waren, nach der Wohnung ihres Sohnes gewiesen worden, habe ihn aber schon in den letzten Zügen gefunden.

„,Machen Sie sich keine Gedanken darüber, es ist Gottes Wille gewesen,' fügte die gutmütige Frau, um mich zu trösten, hinzu.

„Mir war es, als ob ich einen Schlag auf den Kopf erhalten hätte, so jäh war der Sturz aus dem

Alltäglichen in das Furchtbare, Unabänderliche. Doch ich klammerte mich fest an meinen Trotz und gab auch noch dem Toten gegenüber mein Recht nicht auf. Er hatte mein Glück zerstört und ich sein Leben, darum hätten wir, meinte ich, einander nichts vorzuwerfen. Was das eine gegen das andre wert war, fiel mir nicht ein zu wägen. So glaubte ich mich mit dem Toten abzufinden. Nur die Vorstellung von der jammernden Mutter verfolgte mich, wie sie allein bei Nacht durch die fremde Stadt irrte, und von den Bäckersknechten, die sie an das Haus ihres sterbenden Sohnes wiesen. — Noch heute steht mir das Bild vor Augen, und wenn ich je bei Nacht an einem qualmenden Bäckerofen vorüberkomme, aus dem der Duft des frisch gebackenen Brotes quillt, so treibt mich die Erinnerung straßenweit von dannen. Den Fluch, den die unglückliche Frau auf den Mörder ihres Einzigen herabrief, hat kein Mund mir hinterbracht, aber er gellte laut in meiner Seele. Um ihn zu betäuben, gab es kein andres Mittel, als das Trinken und Toben fortzusetzen, und ich geriet in einen so unnatürlichen Zustand, daß ich ganz kaltblütig dem Leichenzug, der durch meine Straße mußte, vom Fenster nachblicken konnte.

„Meine Fühllosigkeit galt für Seelenstärke und

trug mir von vielen Seiten Beifall ein. In studentischen Kreisen fand man, daß ich mich in der ganzen Sache als „forschen Kerl" gezeigt hätte, und wenn ich über die Straße ging, folgten mir die Augen der Mädchen und der jüngeren Frauen mit neugierigem Interesse. Manche heimliche Aufmunterung belehrte mich, daß ich durch mein unglückliches Duell der Held des Tages geworden war. Wenn es etwas gab, das nach der erlittenen Enttäuschung meinen Pessimismus noch vermehren konnte, so war es dieses Verhalten der weiblichen Jugend. Der alte Weiberhaß triumphierte in mir neben den Regungen einer geschmeichelten Eitelkeit. Ich kam zu dem Schluß, daß man ein wüstes Leben geführt und Blut vergossen haben muß, wenn man diesen Engeln gefallen will, und verachtete sie noch grimmiger als zuvor, indem ich mir vornahm, meinen Vorteil, wo ich nur konnte, auszunützen.

„Meine Exzesse unterbrach die Gerichtsverhandlung, die gegen mich eingeleitet wurde, und die mit meiner Verurteilung zu mehrmonatlicher Festungshaft endigte.

„In der Gefangenschaft wurde ich endlich wieder ich selbst, die furchtbare Ueberreizung ließ nach, denn ich hatte keine Rolle mehr zu spielen, und die

Meinung der Menschen, die mich bisher getragen hatte, drang nicht bis in meine Einsamkeit. Alles, was mich gereizt, gepeinigt, zur höchsten Anspannung getrieben hatte, versank ins Wesenlose, und nur das eine Geschehnis türmte sich vor mir auf wie ein Berg, der jeden Morgen aufs neue überstiegen werden mußte. So schnell, so unabänderlich war das Possenspiel meines Lebens zur Tragödie geworden. Ich sah mich um und begann zu fragen, was mich denn eigentlich so weit getrieben habe, und ich begriff mich selbst nicht mehr. Die Leidenschaft für Myrrha war spurlos aus meiner Seele weggeblasen, ich dachte an sie wie an eine ganz fremde, gleichgültige Person, sie erschien mir zu klein und nichtig, selbst um sie zu hassen.

„Aber sie sorgte dafür, daß ich sie nicht ganz vergaß. Eines Tages erhielt ich ein paar Zeilen von ihr, worin sie im leichtesten Tone von der Welt die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen suchte.

„‚Haben wir einander jetzt lange genug gegrollt?‘ begann das Briefchen, das durch eine unbegreifliche Fühllosigkeit merkwürdig war. Die Herzensroheit, die ich zur Schau getragen hatte, in dieser Peri war sie Natur. Es konnte ihr ja unmöglich verborgen sein, daß sie selbst die Ursache

der tragischen Katastrophe gewesen war, über die sie mit halben Worten leicht hinweg schlüpfte. Was sie in Wirklichkeit zu ihrem Wiederanknüpfungsversuche trieb, habe ich nicht erfahren, vielleicht hatten sich andre, glänzendere Aussichten unterdessen zerschlagen; durch eine Wendung gab sie indessen zu verstehen, daß sie damit ein dem Verstorbenen gegebenes Versprechen erfüllte. Ich stutzte und schrieb augenblicklich zurück, indem ich um Aufklärung bat. Diese wurde mir, und ich erfuhr, was ich mir selbst von Anfang an hätte sagen müssen, wäre ich nicht völlig blind und taub vor Leidenschaft gewesen: daß Neumann, weit entfernt, sich an meiner Niederlage zu weiden, das Fest nur besucht hatte, um die Folgen seiner Indiskretion gut zu machen. M e i n e Sache hatte er führen, ihr die kleinstädtische Aermlichkeit ihrer Vorurteile klar machen wollen, als er sie damals so lange in der Fensternische zurückhielt. Das war alles so klar, so durchsichtig, es stimmte so vollkommen zu Neumanns Charakter, wie ich ihn immer gekannt hatte, zu seiner nicht adligen noch warmherzigen, aber rechtlichen und ehrenhaften Sinnesart, daß ich nachträglich meine Verblendung gar nicht mehr begreifen konnte.

„Mit Myrrha war ich fertig und gab auf ihre

Briefe keine Antwort mehr, aber dem andern stand ich plötzlich wehrlos gegenüber. Mit dem trotzigen Pochen auf meine gute Sache war es vorbei, und der Tropfen Gift, der mir im Blute lag, verteilte sich jetzt rasch durch alle Adern. Ueber Büchern und Manuskripten ward mir wehe, daß ich nach kurzem die Arbeit von mir legen und im Zimmer auf und nieder gehen mußte, um mich gegen die aufsteigende Beklemmung zu wehren. Nacht für Nacht träumte ich von Neumann, aber nie sah ich ihn als Gegner mit der Waffe in der Hand, wie er mir zuletzt gegenüber gestanden hatte, sondern immer so wie in den Tagen unsrer Freundschaft, er lebte mein tägliches Leben mit mir und hatte teil an meinen geheimsten Gedanken. Schauerlich war es, daß ich jede Nacht im Traum meine Tagesarbeit mit ihm durchsprechen mußte und daß er es war, der mir die neuen Gesichtspunkte aufschloß und jedesmal den Nagel auf den Kopf traf. Natürlich waren es Erkenntnisse meines eigenen Geistes, die sich erst in der nächtlichen Ruhe meinem Bewußtsein mitteilten, aber ich wagte sie nicht für die meinigen zu nehmen, und wenn ich sie niederschreiben wollte, schien es mir, als sei ich im Begriff, den Toten zu bestehlen.

„Das Uebel, das schon durch die Anstren-

gungen und Nachtwachen, die dem Examen vorangingen, und durch das ungewohnte wilde Leben vorbereitet worden war, brach endlich mit voller Gewalt aus. Ich fiel in eine Aufregung, die sich bei der Eingeschlossenheit und dem Mangel an körperlicher Bewegung bis zur Raserei steigerte. Mehrmals versuchte ich mich von den hohen Festungsmauern herabzustürzen, wurde aber durch die Posten verhindert.

„Man nahm mich aus der Festung weg und brachte mich in eine Heilanstalt. Als ich nach mehr als Jahresfrist wieder herauskam — mit dem weißen Streifen über der Schläfe, den Sie hier sehen, — war das Nervenleiden zwar gehoben, und mein Gemüt hatte sich beruhigt, aber ich kam innerlich als Greis zurück. Die Hoffnungen auf eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn waren dahin, denn jede angestrengte Kopfarbeit zog einen Rückfall des Leidens nach sich. Mir blieb nichts übrig, als meine Zeit mit Spazierengehen, leichten mechanischen Arbeiten und andern Spielereien auszufüllen.

„Der Rest meiner Strafzeit war mir unterdessen auf dem Gnadenweg erlassen worden, und ich reiste nach Hause. Dort fand ich die Familie aufgelöst. Der Vater war während meiner Krankheit gestorben und hatte uns Geschwistern ein Ver-

mögen hinterlassen, das unsre Bedürfnisse und Erwartungen bei weitem überstieg. Natürlich konnte dies den Schaden, den er in unserm Leben gestiftet hatte, nicht mehr gut machen. Ihm selber ist es niemals aufgegangen, daß er seinen Kindern, und besonders mir, Charakter und Dasein verpfuscht hat, und er starb, wie er gelebt hatte, in der Ueberzeugung, der weiseste aller Erzieher gewesen zu sein. Meine Schwester hatte, nur um der väterlichen Tyrannei zu entgehen, kurz zuvor einem ungeliebten Manne die Hand gereicht und lebte mit ihm in gleichgültiger, freudeloser Ehe. Meinen Bruder, dem die Schrullen des Vaters gleichfalls die Laufbahn im Vaterland verkümmert hatten, fand ich im Begriff, nach Amerika abzureisen, um dort ein völlig neues Leben anzufangen. Er sollte jedoch sein Ziel nicht erreichen, denn das Schiff, das ihn trug, ging bei einem Sturm spurlos verloren, und sämtliche Passagiere blieben auf immer verschollen.

„Meine Schwester Isis, die sich jetzt Mathilde nennt, lag mir an, gleichfalls den Namen zu wechseln und mein Leben in neuen Verhältnissen von vorn zu beginnen. Aber so seltsam es klingt — ich vermochte mich von dem verhaßten Namen nicht mehr zu trennen; er war mir ins Fleisch gewachsen, ich war mir selber nur noch durch ihn verständlich.

Und zum kräftigen Anfassen eines neuen Daseins fehlte mir ohnehin der Lebensnerv. Zwar zog ich viele Jahre auf Reisen umher, aber nur als stiller, hämischer Beobachter, nicht als thätiger, handelnder Mensch. Ich suchte mich auf meine Weise mit der Welt abzufinden, indem ich die Unzufriedenheit zum System erhob und mir den Luxus gönnte, ihren Ursprung in den verfehlten Weltplan zu verlegen. Jetzt bin ich in der Selbstkritik weit genug gediehen, um auch diesen Zustand zu übersehen, aber damals wurde mir wieder leidlich wohl, und ich begann mich nun mit stiller Genugthuung als Menschenhasser einzurichten.

„Meine Mittel gestatteten mir, ganz meinen Launen nachzugehen und nach keiner Seele mehr zu fragen. Es freute mich, andre diese Macht fühlen zu lassen, denn einen größeren und besseren Menschen hatte das Unglück nicht aus mir gemacht. Mein Inneres war ganz vertrocknet, Schadenfreude war der einzige Genuß, dem ich noch zugänglich war. Wie ein böser Geist zog ich von einer Stadt zur andern, und wo ich mich niederließ, da folgte das Unheil mir auf dem Fuße. Wie ich selber war, so wollte ich die anderen sehen, und ich suchte durch Wort und That in allen, die mir nahe kamen, den Glauben an das Gute und Schöne wie Unkraut

auszuroden. Mein eigenes Schicksal wollte ich an den andern rächen, besonders an dem Geschlecht, dem ich die Hauptschuld daran zuschrieb — und ich wurde so klein, daß ich mich nicht schämte, Würmer zu quälen.

„Ueber den häßlichsten Teil meiner Geschichte lassen Sie mich rasch hinweg kommen. Ich lernte ein Mädchen kennen, ein gutes beschränktes Geschöpf, das sich in den Kopf setzte, mich zu „retten". Durch halbes Entgegenkommen und halbes Zurückziehen steigerte ich sie in ihren Wahn hinein, bis sie nichts mehr sah noch hörte, nichts mehr wußte noch wollte als mich, und der höchsten Seligkeit durch meinen Besitz teilhaftig zu werden hoffte. Dann stieß ich sie hohnlachend zurück. Die Aermste konnte sich selbst nicht wiederfinden, sie fiel erst in Schwermut, dann in Stumpfsinn, aus dem ein früher Tod sie erlöste. Meiner zerstörten Zukunft hatte ich dieses Sühnopfer geschlachtet, und andre boten sich mir von selber an. Die Liebe, die ich jung, mit warmem, vertrauendem Herzen, nicht erringen gekonnt, die drängte sich mir, als ich alt und kalt und ruchlos geworden war, auf Schritt und Tritt entgegen; ich hatte nicht einmal nötig, mich ihr in den Weg zu stellen, sie kam und suchte mich in meiner Einsamkeit. Ich brauchte nur den

Nimbus auszubeuten, mit dem meine gerüchtweise umgehenden Schicksale und meine geheimnisvolle Lebensweise mich umgaben. Kraftlos, wie ich selber war, freute ich mich, andere zu knicken, und ich wurde wie der Basilisk, von dessen Blick getroffen, die Opfer siech und gelähmt hinwegschleichen. Ihr ganzes Geschlecht sah ich wie ein schädliches Giftgewürm an, das keine Schonung verdient, und ich glaubte einen Akt der strafenden Gerechtigkeit begangen zu haben, wenn ich so ein armes Geschöpf zu Grunde richtete.

„Hier an der Stelle, wo Sie sitzen — es sind erst wenige Jahre her —, ist eine andere gesessen, die im hellen Uebermut das kranke Raubtier hinter seinem Gitter zu necken suchte, bis der Bann auch sie festhielt. Da kam das Raubtier und schlug dem schönen, glatten, schmeichlerischen Tierchen eine Pranke in das seidenweiche Fell, daß es für immer an diese Stunde denken wird.

„Endlich, Ilse, erschienen Sie, und wie soll ich aussprechen, was Sie für mich bedeuten? Gleich als Sie einzogen, begann es in mir zu wühlen. Schon die Seelenkraft, die ich aus ihrem Spiel heraushörte, die Bücher, die ich Sie lesen sah, die ganze Art Ihrer Beschäftigung machte mich stutzig.

„Also ist's möglich? dachte ich, dieses Geschlecht

kann doch eine Seele haben. Aber ich zweifelte, es reizte mich, Ihnen in den Weg zu treten und auch mit Ihnen zu kämpfen, doch Sie gingen vorbei und sahen mich nicht. Dann lernte ich Sie kennen und sah zum erstenmal das Göttliche — die Einfalt der Natur, die Jugend mit dem starken Willen, dem reinen Glauben. Der Philosoph von Profession mußte es an Ihnen lernen, daß die Dinge nur durch uns selber existieren. Die Außenwelt, an der wir uns reiben und zerreiben, die wir verfluchen, und der wir doch nirgends entrinnen können, die ist unser eigenstes Gebilde. Ja, wenn Sie mir früher begegnet wären, vielleicht hätte ich von Ihnen gelernt, was ich jetzt nur mit knirschendem Neid bewundern kann: das unbefangene, bedürfnislose Vorsichhinleben und nach keiner Seele fragen. — Ich sagte Ihnen vorhin, ich habe gelacht, als ich so schön den sterbenden Fechter vor Ihnen spielte, glauben Sie es nicht — geflucht habe ich und gegen mich selbst gewütet, daß ich kein andrer sein kann — und geweint. Nicht weil meine Hände von Blut befleckt sind, diese Schuld habe ich seit lange von meiner Seele abgewälzt. Ich weiß, daß, wenn der Fall Neumann sich in unsern Tagen ereignet hätte, nicht ich, sondern der Arzt, der mit unreinen Händen den Verband anlegte, zur

Rechenschaft gezogen würde. Vor Neumanns Schatten habe ich Ruhe. Wen die Götter lieben, der stirbt jung — ich habe ihn nur um die spätere, schlechtere Hälfte des Daseins gebracht. Aber was habe ich mit meinen eigenen Lebensjahren angefangen! So lange ich noch am Verneinen meine Freude fand und mich im Zerstören übte, da konnte ich mir wenigstens noch einbilden, daß ich ein ganzer Teufel sei. Aber jetzt, nachdem ich Sie kennen gelernt habe und wieder ein Mensch sein möchte, einer, den man am Wollen und am Leisten mißt, jetzt sehe ich mich erst in meiner wahren Gestalt — als einen Krüppel, hilflos und boshaft, wie die Krüppel sind. Und es giebt keine Rettung mehr: da innen ist alles starr und unfruchtbar wie in den ausgestorbenen Regionen des Mondes droben, — und so schauerlich hell, daß ich mir auch nicht einmal mehr die kleinste Täuschung vormachen kann.

„Dies, Ilse, ist das Porträt des Mannes, dem Sie Ihre großmütige Neigung schenken wollten, es ist wohl getroffen, und Sie dürfen mir glauben, daß kein Zug daran verzeichnet ist. Betrachten Sie ihn gut — ich meine, er ist so recht ein Mann zum Verlieben für unsere Ilse."

Müller schloß seine Bekenntnisse, wie er sie be-

gonnen hatte, mit einem harten, selbstverhöhnenden Auflachen. Aber er blieb noch eine Zeitlang sitzen und bohrte mit dem Stock im Boden, als ob er mit seinen Gedanken noch nicht völlig ins reine gekommen sei.

Dann hob er mit weicherer Stimme wieder an: „Wenn Sie nach Jahren an diese Unterredung zurückdenken, so lassen Sie eines zu meinen Gunsten sprechen. Mein Geschlecht ist hochmütig und selbstgefällig und mag sich nicht gern vor dem Ihrigen eine Blöße geben. Ich hätte nur zu schweigen gebraucht, so wäre ich auf immer für Sie der verwundete Held geblieben, den Ihre Phantasie geschaffen hatte. Ich hätte meinen Mantel umschlagen und tief eingehüllt in mein Geheimnis im Dunkel hinweg schwinden können, dann wäre ich Ihres Andenkens gewiß gewesen. Aber dafür war ich zu ehrlich und zu stolz. Ich wollte mir keinen Erinnerungskult erstehlen. Vielleicht war es die Macht der Wahrheit selber, die mich zwang, aber rechnen Sie es mir immerhin zum Verdienst an, daß ich ihr gehorchte. Ich wollte von Ihnen gekannt sein, und wenn Sie eine Thräne für mich weinen können, so soll sie dem gelten, der ich wirklich gewesen bin — wenn nicht, so mögen Sie mich vergessen. Leben Sie wohl."

Er stand auf und verließ sie, ohne eine Antwort abzuwarten.

Sie hielt ihn nicht, sie fühlte mit unabweisbarer Sicherheit, daß es auf die Dinge, die aus seinem Munde gekommen waren, keine Antwort mehr gab. Sie wußte, dieser war ein toter Mann, gleichviel, wie lange ihn der Erdboden noch trug.

Sie merkte nicht, daß die Sonne schon lange gesunken war, und daß leuchtende Abendbläue sie umfloß, über der allmählich die ersten Sterne heraufzogen. Sie saß auf ihrer Bank wie gelähmt und von einer Eisschicht überfroren. Es war ihr, als sei sie ganz arm und ganz alt geworden, und sitze am Ende ihrer Tage einsam und hoffnungsleer in einer verödeten Welt.

Bei alledem kam es ihr vor, als habe sie im Grunde nichts Neues erfahren, als sei ihr dieses Charakterbild von je bekannt gewesen. Woher, durch wen? Es war eine Kenntnis, schien es ihr, die sie mit auf die Welt gebracht und sich nachher in freiwilliger Selbstverblendung wieder ausgeredet hatte. Was war denn die Kälte und Abstoßung, die sie bei jeder Begegnung aufs neue zu überwinden hatte, andres gewesen als das Ahnungsvermögen ihrer Natur, das sie vor der seinigen warnen wollte, und dem sie keinen Glauben schenkte? So nahe konnte also der

Selbstbetrug bei den heiligsten Empfindungen wohnen!

Das Halbe, Zwiespältige einer solchen Natur war kein Problem für ihre ungebrochene Jugend. Deshalb ließ sie auch die mildernden Umstände, die für ihn zu sprechen schienen, nicht gelten, denn sie sagte sich, daß eine größere Seele an den Klippen, wo dieser scheiterte, gefahrlos vorüber gesteuert wäre.

Eine Zeitlang kämpfte es in ihr, ihm noch ein freundliches Wort zu sagen, denn sie achtete ihn doch um seines Freimutes willen, und gern hätte sie ein herzlicheres Gefühl für ihn zusammengerafft, aber der Sturz aus den Wolken war allzu hart gewesen, er hatte ihr ganzes Innere stumpf und taub gemacht.

Sie erhob sich endlich fröstelnd und ging ins Haus. Die Parterrefenster waren erleuchtet, aber sie blickte nicht mehr hinein. Erst als sie wieder auf ihrem Zimmer saß und all die vertrauten Gegenstände um sich sah, welche die Zeugen ihres Traumes gewesen waren, löste sich die Eisrinde von ihrer Brust, und sie brach in einen Strom von Thränen aus. Doch sie weinte nicht um den Mann, der soeben auf immer Abschied von ihr genommen hatte. Dieser war ihr schon so ferne gerückt, daß

sie ihn nur noch wie um die Ecke verschwinden sah. Sie weinte um sich selbst, um einen Frühling, der geschieden war, um das Leben, das sie so völlig verwandelt anblickte. Denn sie konnte nun nie wieder das Kind sein, das selig lächelnd am Rand der Abgründe spielte.

Aber mit einemmal schnellte sie innerlich wieder in die Höhe wie eine gebogene Stahlklinge und sprang zugleich wie emporgerissen auf beide Füße. Ein Vers war ihr eingefallen, den sie oft Müller gegenüber im Mund geführt hatte, wenn sie ihre Welt gegen die Angriffe seines Pessimismus verteidigen mußte.

„Wie es auch sei, das Leben, es ist gut,“ sagte sie zu sich selber und trocknete die Thränen ab. Dann öffnete sie beide Fensterflügel und nahm in der einströmenden reinen Nachtluft tiefe Atemzüge. Das zurückkehrende Gefühl der Jugendkraft und Gesundheit strömte ihr bis in die Fingerspitzen. Noch einmal sagte sie, und diesmal ganz laut zu sich selber: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut,“ und fühlte sich dabei wie ein Soldat, der seine wieder gewonnene Fahne ans Herz drückt. — Als die Eltern nach Hause kamen, sang sie an ihrem Flügel.

Doktor Müller trat in dieser Nacht zwar seinen

gewohnten Spaziergang an, aber er kam nicht wie sonst um die zweite Morgenstunde nach Hause. Zwei Gärtner, die bei Tagesanbruch mit Blumen nach der Stadt fuhren, fanden ihn auf einer Bank der öffentlichen Anlagen sitzend, entseelt, das Gesicht von der aufgehenden Sonne abgewendet.

Da er Uhr und Börse bei sich trug und keine Zeichen von Gewaltthat vorlagen, wurde eine Herzlähmung als Todesursache angenommen. Erst Monate später entdeckte man beim Umgraben der Rabatten hinter jener Bank ein kleines Glasfläschchen mit den Resten einer farblosen Flüssigkeit, die als ein schnell wirkendes Gift erkannt wurde.

Ilse weinte bei seinem Begräbnis Thränen, die diesmal wirklich dem abgeschiedenen Freunde galten. Sein Bild verklärte sich ihr, nachdem er ins Unerreichbare entrückt war, und sie mußte sich fragen, ob er nicht vielleicht doch sich selbst zu streng gerichtet habe.

Die Beerdigung fand bei Nacht in tiefer Stille statt, und auf ausdrückliche Anordnung des Toten erhielt die Stätte weder eine Inschrift noch irgend eine andere Auszeichnung. Namenlos und verschollen, wie er es gewollt hatte, wohnt Pelops Müller unter den Toten.

Sein kostbares Teleskop ging nach einer im

Schreibtisch vorgefundenen Verfügung in Ilses Besitz über und folgte ihr später, als sie sich verheiratete, in ihr neues Haus. Die Beschäftigung mit den Gestirnen blieb ihr auch als Frau noch lieb, sie lehrte ihre Kinder die Wunder des nächtlichen Himmels kennen, und das Fernrohr hat ihrem begabten Aeltesten, der im Begriffe steht, sich zum Astronomen auszubilden, den Weg seiner Bestimmung gewiesen.

